Charakterologie von Hermann Löns

Von

Konrad Eilers

Rostocker Inaugural-Dissertation

1926.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41549208_0009

Charakterologie von Hermann Löns

Von

Konrad Eilers

Rostocker Inaugural-Dissertation

Adolf Sponholtz Verlag, G. m. b. H. // Hannover

Referenten:

Prof. Dr. Katz, o. Prof. der Philosophie an der Universität Rostock

Geheimrat Dr. Golther, o. Prof. der germanischen Philologie an der Universität Rostock

Roßberg'sche Buchdruckerei
Leipzig

Inhaltsübersicht

I.	Voraussetzungen	7
II.	Herkunft und Jugend	13
III.	Der Student	33
IV.	Der Mensch	52
V.	Der Naturforscher	104
VI.	Der Jäger	107
VII.	Der Journalist	115
VIII.	Der Dichter	120
IX.	Der deutsche Kriegsmann	162
X.	Zusammenfassung	180
Literatur		196

I. Voraussetzungen

Eine Charakterologie von Hermann Löns schreiben zu wollen, scheint vielleicht ein kühnes Unterfangen, ja gewissermaßen ein Wagnis zu sein, schwankt doch sein Charakterbild selbst im Urteil seiner Freunde. Aber wir wollen ja gar nicht urteilen. Über Hermann Löns urteilen, sei es von einem subjektiv-ästhetischen Standpunkt aus über seine Werke oder von einem subjektiv-ethischen Standpunkt aus über seine Persönlichkeit, das wäre ja nicht die Aufgabe einer wissenschaftlichen, also werturteilsfreien Charakterologie.

Wir wollen nur versuchen, zu zeigen, *wie er war*, und *was er wollte*, als Mensch und als Künstler. So objektiv wie möglich, d. h. mit den Mitteln und nach der Methode der modernen wissenschaftlichen Charakterologie.

Dazu müssen gewisse Voraussetzungen gegeben sein. Eine Charakterologie von Hermann Löns kann man nur schreiben, wenn man ihn und seine Art von Grund aus kennt. Und nicht nur das. Man muß auch ein inneres Verhältnis zu ihm haben und zu der ganzen Umwelt, in der er lebte und wirkte. Das ist vielleicht eine Selbstverständlichkeit. Aber diese Voraussetzung ist nicht ohne weiteres für jeden wissenschaftlichen Charakterologen gegeben.

Ich muß hier in aller Kürze von mir selbst reden. Um der Sache willen ist es notwendig. Persönlich habe ich Hermann Löns nicht gekannt, was ich natürlich bedaure. Aber ich habe mit ihm in Briefwechsel gestanden. Uns verband die gemein-

same Liebe zur heimischen Tierwelt und zum deutschen Weidwerk. Und dann auch die beiderseitige schriftstellerische Tätigkeit, soweit sie mit dem deutschen Jagdwesen zusammenhängt. In unsern Grundanschauungen über Wesen und Wert des deutschen Weidwerks (als Hege der heimischen Tierwelt usw.) stimmten wir gut zusammen, und Hermann Löns hatte über meine „Philosophie des Weidwerks" (Neumann, Neudamm 1904) sehr freundlich geurteilt (vgl. „Deutsche Jägerzeitung", Band 44, S. 66). Ich meinerseits war von jeher ein Bewunderer seiner Kunst und habe mich bemüht, von ihm zu lernen. Denn er erschien mir als Schriftsteller, Dichter, Künstler immer als ein Großer, neben dem wir andern alle klein sind. Und dann hat mich auch der Mensch Hermann Löns immer angezogen, und ich habe ihn zu verstehen gesucht, auch da, wo ich ihm nicht zustimmen kann, und wo andere ihn — vielleicht mit Recht — verurteilen. Selbst aber über ihn als Menschen urteilen möchte ich nicht; dazu steht er mir als Künstler zu hoch. Nur verstehen möchte ich ihn, auch als Menschen, als — Charakter!

Kann ich bei dieser meiner persönlichen Einstellung noch objektiv sein? Ich glaube es. Meine Arbeit wird es ausweisen müssen. Gerade wegen meiner Einstellung vielleicht vermag ich ihn besser zu sehen, wie er war, und zu erfassen, was er wollte, als andere, die ihm entweder zu nahe standen und daher nicht den nötigen Abstand gewinnen können, oder ihm zu ferne stehen und daher leicht von zu hoher Warte aus urteilen, so daß die Maßverhältnisse sich verschieben.

Wenn man den Menschen Hermann Löns kennenlernen will, so muß man sich an seine Selbstzeugnisse halten und an die Zeugnisse und Urteile derer, die ihn kannten. Namentlich an

solche Aussagen, die schriftliche Gestalt gewonnen haben und der Öffentlichkeit durch den Druck zur Verfügung gestellt wurden. Schriftliche und gedruckte Zeugnisse pflegen mit mehr Bedacht und Überlegung, mit größerem Verantwortungsgefühl abgegeben zu werden als flüchtige mündliche Urteile, die vom Augenblick, aus einer ganz bestimmten Lage heraus geboren sind und nicht auf die Wage gelegt zu werden pflegen.

Bei einem Schriftsteller, Dichter und Künstler sind die Selbstzeugnisse zweifellos am wertvollsten. Diese dürfen wir aber nicht nur in den bewußten und beabsichtigten Selbstzeugnissen sehen. Vielmehr müssen wir sie vor allem in seinen Werken suchen, in denen sie, wenn auch oft unbewußt oder aber verschleiert, zum charakteristischen Ausdruck gelangen.

Wer von Hermann Löns ein Bild gewinnen will, von dem Menschen sowohl wie von dem Dichter, der muß seine Werke in- und auswendig kennen. Und zwar, wie ich meine, nicht nur mit dem Kopfe, sondern auch mit dem Herzen. Er muß sich ganz „eingefühlt" haben in seine Werke. Aber das kann nicht jeder in dem erforderlichen Maße, weil bei vielen die Voraussetzungen fehlen. Ich meine das natürlich nicht nur im wissenschaftlichen Sinne. Es handelt sich um die gesamte persönliche Eignung, die nicht nur eine Frage des Intellekts und der wissenschaftlichen Befähigung ist, sondern auch eine Frage der persönlichen Eigenart, also — des eigenen Charakters.

Darum darf ich — wieder lediglich um der Sache willen — auch noch erwähnen, daß ich mich in die Werke von Hermann Löns wirklich einzuleben versucht habe. In vielen Städten habe ich Lönsvorträge gehalten mit Rezitationen aus seinen Werken. Dies ist mir geradezu ein Bedürfnis geworden, und nur so bin ich in die „Lönssche Art" hineinge-

wachsen, oder vielmehr ist sie in mich hineingewachsen, so daß ich sie gewissermaßen wie etwas Eigenes aus mir selbst heraus zum Ausdruck zu bringen das Bedürfnis habe.

Nun aber stehe ich wieder vor der Frage: Kann ich da noch objektiv sein? Ist da noch eine wissenschaftliche Charakterologie möglich? Wiederum muß ich sagen: Ich hoffe es. Vielleicht gerade deshalb, weil ich so zu Löns und seinen Werken stehe.

Dies sind meine persönlichen Voraussetzungen, soweit ich sie im Interesse der Sache glaubte vorausschicken zu sollen.

Nun die wissenschaftlichen Voraussetzungen. Durch die „Kantgesellschaft" und meine ganz bescheidene Mitarbeit an den „Kant-Studien" und den „Philosophischen Monatsheften" bin ich mit dem Vater der modernen, wissenschaftlichen Charakterologie, Emil Utitz, bekannt geworden. Er ist es, der mich zu eben dieser Arbeit angeregt hat, und dessen Werken ich die Einführung in die Arbeitsmethode der wissenschaftlichen Charakterologie verdanke. Und gerade das Studium seiner „Charakterologie", die erst erschien, als ich die Vorarbeiten dieser Abhandlung bereits erledigt hatte, hat mir erneut Mut gemacht, sie zu Ende zu führen. Und nicht nur Mut. Sie hat mir auch die Aufgabe klarer gezeigt und die mancherlei Mittel und Wege, um zum Ziel zu gelangen. Freilich auch die großen Schwierigkeiten charakterologischer Arbeit überhaupt! Und das hätte mich ja eigentlich entmutigen können. Aber wenn mir auch beim Studium des Utitzschen Werkes da und dort Bedenken aufstiegen, ob ich wohl meiner mir gestellten Aufgabe gewachsen wäre, so war doch auf der andern Seite der Anreiz und Ansporn, den ich durch die wunderbar vielseitige „Charakterologie" von Utitz gewann, noch viel größer. Die Aufgabe

der Charakterologie scheint mir so wertvoll und schön, daß es mir nun erst recht — trotz der mir durchaus bewußten großen Schwierigkeiten — ein Bedürfnis geworden ist, sie auf meinen „Helden" anzuwenden.

Verlangt doch gerade auch Utitz nicht, daß der Charakterologe alle überhaupt möglichen „Forschungswege der Charakterologie" ausnahmslos zu Ende gehe und alle „charakterologischen Leitlinien" zur Anwendung bringe. „Sondern" — so sagt er a. a. O. S. 375 — „der Einzelfall entscheidet darüber, was zu seiner Erhellung und zu seinem Verständnis nottut, und von wo wir in ihn eindringen." Und gesteht Utitz doch auch neben selbstverständlicher Voranstellung strengster Wissenschaftlichkeit auch der „künstlerischen Intuition" in der Erfassung der betreffenden Gesamtpersönlichkeit (worauf Utitz in sehr einleuchtender Weise besonderen Wert legt) und der ebenfalls bis zu einem gewissen Grade künstlerischen Sprachgestaltung der charakterologischen Arbeit ihr Recht zu, sofern nur „die ganz strenge Arbeit am Material" vorangeht und die „Intuitionen wieder an dem ganzen Material auf ihre Tragfähigkeit geprüft werden" (ebenda S. 375). Damit ist, wie mir scheint, die charakterologische Aufgabe in aller Kürze deutlich gekennzeichnet, und auch dieser Arbeit soll die Utitzsche Problemstellung und Methode als Muster und Leitbild den Weg zeigen.

Schließlich darf ich noch einer Förderung meiner Arbeit dankbar Erwähnung tun, die, aus einer ganz anderen Richtung kommend, mir wie zufällig zuteil wurde. Als Hörer an der Universität Rostock wurde ich durch David Katz in die Entwicklungspsychologie, insbesondere die Tierpsychologie, und die psychologisch orientierte Pädagogik eingeführt, nahm auch

an praktischen experimentell-psychologischen Übungen teil, was ich als eine um so wertvollere Ergänzung meiner wissenschaftlichen Vorkenntnisse empfand und erlebte, weil mir die experimentelle Psychologie in meiner eigenen (nun schon Jahrzehnte zurückliegenden) Studienzeit fremd geblieben war und ich auch inzwischen bisher keine Gelegenheit gefunden hatte, mich eingehender mit ihr zu beschäftigen. Es bedarf wohl weiter keines Nachweises, daß gerade für charakterologische Untersuchungen eine Synthese geisteswissenschaftlicher und experimentell-naturwissenschaftlicher Methoden überaus wünschenswert und wertvoll ist, weshalb ich die erfahrenen Anregungen und Förderungen doppelt dankbar hervorzuheben mich gedrungen fühle.

II. Herkunft und Jugend

In einer Charakterologie kann es sich nicht darum handeln, über „Herkunft und Jugend" der in Frage stehenden Persönlichkeit eingehende historische Forschungen anzustellen, um darauf eine erschöpfende geschichtliche Darstellung aufzubauen, sondern nur um die Bedeutung von Herkunft und Jugend für den Charakter.

Über seine Abstammung gibt Hermann Löns die nachfolgende charakteristische Auskunft:

„Ich glaube, ich habe meinen Beruf verfehlt. Zigeuner, Indianer, Trapper oder so etwas Ähnliches, das wäre das Richtige gewesen. Schade, daß ich meinen Stammbaum nur zweihundert Jahre zurückverfolgen kann. Ich bin überzeugt, ich stamme von irgendeinem altniedersächsischen Jäger oder Fischer ab" („Mein grünes Buch", Gersbach, Hannover, S. 148).

Und in seiner leider nur sehr skizzenhaften Selbstbiographie „Von Ost nach West" heißt es: „Bisher hatte ich mich ganz als Einzelwesen gefühlt; nun empfand ich Stammesbewußtsein — — — da war ich bewußt das, was ich unbewußt immer gewesen war, Niedersachse." Hermann Löns fühlte sich als Niedersachse und war es auch.

Sein Bruder Rudolf sagt darüber in seinem Büchlein „Die Lönssche Art" (Gersbach, Hannover) S. 11f.: „Unser Vater entstammte in Bochum ansässigen Handwerkerkreisen,

die in gerader Linie von dort beheimateten Bauern kamen, die heute noch dort sitzen."

Wilhelm Deimann, unser zuverlässigster Lönsbiograph, macht in seinem Buche „Hermann Löns, sein Leben und Wirken" (Gebr. Lensing, Dortmund) S. 9f. folgende Angaben: „Ein Löns, des Dichters Urgroßvater, saß noch auf einem Bauernhof, Haus Röken, in Eifel bei Wanne. Dies Bauernblut war in Hermann Löns allzeit lebendig. Sein Großvater ... zog nach Bochum und fing ein Geschäft an." Und Seite 12f. heißt es ebenda: „Weiter hinauf als die Familie des Vaters läßt sich die der Mutter verfolgen. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts war ein Abraham Cramer im Gefolge eines Fürstbischofs, wohl als dessen Hofapotheker, aus Süddeutschland nach Paderborn gekommen. Er richtete am Markt die erste Apotheke ein, die jetzt noch bestehende Adlerapotheke ... Einen Cramer trieb sein Tatendrang in die Ferne. Er nahm bei den Habsburgern Kriegsdienste, brachte es zu Verdienst und Ehren und beschloß seine Tage als Graf Cramer von Kronenbach." Diesen „Ururonkel", der im Krieg gegen die Türken gefochten hatte, erwähnt auch Hermann Löns in seiner Selbstbiographie mit einem gewissen Stolz. Ein solcher Vorfahre gefiel ihm, weil er sich ihm verwandt fühlte, und mit großem Interesse betrachtete er die im Hause seiner Großeltern mütterlicherseits vorgefundenen Reiterpistolen, die seinem Ahnen im Kampf gegen die Türken gedient hatten.

Aber ebenso stolz wie auf kriegerische Taten seiner waffenfrohen Vorfahren ist er auf die geistigen Leistungen seiner Ahnen, worüber er in seiner Selbstbiographie sagt: „Daneben standen die Jahrgänge der Gunloda und Arminia, die mein Urgroßvater, Oberlandesgerichtsrat Moritz Bach-

mann, ein guter Freund Freiligraths, herausgegeben hatte, und mit heißen Backen las ich die zum Teil recht kecken Gedichte des Mannes, dessen strenges, bartloses, tieffaltiges Bauerngesicht von der Wand herabsah."

Hermann Löns legte also Wert auf seine Abstammung von einer alteingesessenen westfälischen Bauernfamilie und auf die kriegerischen wie auf die geistigen (literarischen) Leistungen seiner Vorfahren. Und eben damit charakterisiert er sich selbst: In ihm steckte von Haus aus ein niedersächsischer Bauer, ein waffenfroher Krieger und ein Literat.

Seine Liebe zum heimischen Bauerntum bestätigen alle seine Werke, insbesondere die Romane: „Der letzte Hansbur", „Dahinten in der Heide" und „Der Wehrwolf". Außerdem viele private Äußerungen in seinen Briefen. Noch aus dem Felde schrieb er 1914, daß „nächst dem Ackerbau das Kriegshandwerk das einzige eines Mannes würdige Geschäft" sei (Rudolf Löns: „Die Lönssche Art" S. 40), und sein Bruder Rudolf betont es immer wieder: Er hätte Bauer werden sollen! In dem zuletzt angeführten Ausspruch von Hermann Löns selbst wird als zweites das „Kriegshandwerk" genannt, und seine Waffenfreudigkeit bewies er sein ganzes Leben lang durch durch seine Liebe zur Jägerei und schließlich am schönsten durch seinen freiwilligen Eintritt in die Armee bei Kriegsausbruch. Das dritte Element in der angestammten Veranlagung von Hermann Löns — denn nur hiervon reden wir hier zunächst — die Neigung zur Schriftstellerei und Dichtkunst, brauchen wir an dieser Stelle nicht weiter zu behandeln. Hier soll nur alles das kurz angemerkt werden, was geeignet ist, von seiner Abstammung und Erbanlage her Schlaglichter auf seinen Charakter zu werfen.

„Schweres westfälisches Bauernblut rollt von Vaters Vater her in den Adern des Dichters", sagt Friedrich Castelle in seinem Buch: „Hermann Löns und seine Heide" (Fr. Zillessen, Berlin 1924 S. 32). „In jenem deutschen Landstrich, wo welsche Rach- und Haßsucht mit blinder Gier am Marke deutschen Lebens gezehrt hat, im westfälischen Ruhrgebiet, in der Gegend zwischen Bochum, Essen, Dortmund, den drei aus kleinen Bauernsiedeleien erwachsenen Industriestädten, haben die Lönsgeschlechter auf verschiedenen Höfen gesessen. Ein Lönshof, eine Lönsmühle wird noch heute in den Katastern von Bochum aufgeführt."

Aber in dieser vorstehend gekennzeichneten Abstammung, die einerseits den Zug zum Bauerntum und Kriegshandwerk, andererseits den Zug zu geistigem, literarischem Schaffen aufweist, liegt wohl auch die Doppelseite seines Wesens verankert, das Urwüchsige, Bodenständige, Naturhafte auf der einen und das Kulturhaft-Ästhetische auf der anderen Seite. Und hier liegen wohl auch letzten Endes die Keime jener Zwiespältigkeit seines Wesens, die seinem inneren und äußeren Leben so schwere Konflikte bringen sollten.

Sein Bruder Rudolf sagt darüber abschließend (a. a. O. S. 78): „So sehe ich meinen ältesten Bruder als das Ergebnis einer verschieden gearteten Abstammung, deren sich widerstrebende Eigenheiten und Mängel sich nicht ergänzten, sondern überschnitten und rieben."

Wir sprachen bisher nur im allgemeinen von der Abstammung des Dichters und müssen nun wohl noch etwas bei einzelnen seiner Vorfahren und insbesondere bei den Eltern verweilen.

Übereinstimmend wird von Hermann Löns selbst und von

seinen Verwandten und Freunden bezeugt, daß er seine geistige Eigenart, vornehmlich seine dichterische Veranlagung, von der Seite der Mutter her überkommen hat. Sein Urgroßvater mütterlicherseits wurde schon genannt, der Oberlandesgerichtsrat Moritz Bachmann, der nicht nur als hervorragender Jurist, sondern auch als „warmherziger Freund der heimischen Geschichtsforschung, formgewandter und begeisterter Poet" bezeichnet wird (Deimann a. a. O. S. 13). Er soll auch die unheimliche Gabe des zweiten Gesichts besessen haben, die Hermann Löns von ihm geerbt haben will. Doch wird dies von anderer Seite wieder bestritten und der Irrtum darauf zurückgeführt, daß Bachmann eine das zweite Gesicht behandelnde Novelle „Die Seherin" geschrieben hat.

Die meisten von Bachmanns Erzählungen wurzeln (nach Deimann a. a. O. S. 15) im heimischen Boden. Sein ganzes Herz hing an der deutschen und insbesondere westfälischen Heimat. Auch die besondere Liebe zur Tierwelt, die ja ein bekanntes wesentliches Merkmal der Lönsschen Art bildet, zeigt sich schon in den Gedichten des Urgroßvaters (z. B. in einem Gedicht „Der Kiebitz"). Ebenso die große Liebe zur Heide und dem poetischen Reiz der Heidelandschaft (in Bachmanns „Arminia" findet sich ein Kranz von „Heideblumen und Heidebildern"). Dichterische Anlagen zeigten auch Bachmanns Kinder und sein Enkel Hermann Cramer. Bachmanns Tochter Philippine heiratete den Hofapotheker Karl August Cramer, und dessen Tochter Klara wurde die Mutter von Hermann Löns. Sie soll als Mädchen sehr schön gewesen sein, mittelgroß, schlank und mit langem, schmalem Gesicht, feiner hoher Stirn, langer Nase und großen, glanzvollen Augen. Wer die Bilder von Hermann Löns kennt, wird schon nach

diesen kurzen Andeutungen die Ähnlichkeit von Mutter und Sohn erkennen. Die Mutter war sehr bewandert in der Botanik, da sie mit dem Großvater Cramer immer die im Apothekengebrauch notwendigen Pflanzen hatte sammeln müssen. Außerdem war ihr von Jugend an eine große Liebe zur Tierwelt eigen. So besaß sie schon als Kind einen zahmen Hasen, den ihr Vater als Junghäschen von der Jagd mitgebracht hatte, im Zimmer frei herumfliegende Vögel usw. Rudolf Löns erzählte von seiner Mutter, daß er sie nur zweimal habe weinen sehen, einmal beim Tode ihres Vorletzten und dann — „als der Vater heimlicherweise unsern Teckel, der nach dem Umzug täglich wieder nach der alten Wohnung zurücklief und dann oft erst nachts nach Hause kam, ersäuft hatte" (a. a. O. S. 24).

Hermann Löns' Mutter hatte ein schweres Leben (sie gebar 14 Kinder!) mit großer Geduld und Tatkraft getragen und war immer von großer Güte gegen ihre Umgebung, fleißig und unverdrossen bei der Arbeit. Rudolf Löns schildert den „Zauber ihrer Persönlichkeit" in anschaulicher Weise. Böswillige Gesinnung entwaffnete sie durch ihre hoheitsvolle Güte. Sogar ein Trunkenbold (benachbarter Fabrikbesitzer) hörte sofort mit Toben auf, wenn er sie sah. Nie kam ein böses Wort über andere Leute über ihre Lippen, nie auch eine unbedachte Bitterkeit. Selten sah man ihr Schmerz und Trauer an; sie verschloß den Kummer in sich und kämpfte ihn nieder. Auch das Mißverhältnis zwischen ihr und ihrem Mann wußte sie unmerklich zu machen (Rudolf Löns a. a. O. S. 21 f.).

Aber es darf für das Verständnis der Erbanlagen von Hermann Löns auch nicht verschwiegen werden, daß zwei ihrer Geschwister, ihr Bruder Wilhelm, früher Student der Rechte,

und ihre Schwester Antonie, lange Jahre geisteskrank in Pflegeanstalten lebten! (Deimann a. a. O. S. 19).

Vom Vater, der Oberlehrer war, hatte Hermann Löns weniger unmittelbare Eigenschaften als allgemeine Dispositionen geerbt. Rudolf Löns schildert ihn als in sich widerspruchsvoll und zwiespältig, und das ist wohl etwas, das vom Vater auf den Sohn übergegangen ist. Sonst bezeichnet er den Vater als teilnahmlos, bequem, ohne Tatfreude und Kampflust und nervenschwach (a. a. O. S. 12ff.). Diese Mängel schufen um ihn einen „eisigen Dunstkreis", und seine nicht ganz fehlenden guten Eigenschaften kamen nicht zur Geltung. Freunde hatte er nicht. Bei der Erziehung seiner Söhne „hielt er es mit der Gewalt" und suchte seinen Willen durch harte Maßregeln und Prügel durchzusetzen. Alles, was die Kinder gern taten, wurde verboten, alles Unangenehme mußten sie tun. Dabei war er so launenhaft und sprunghaft in seinen Handlungen, daß die Söhne alle Achtung vor ihm verloren. Es kam dann auch zu einem Bruch zwischen dem Vater und allen seinen Söhnen. Am schlimmsten aber wurde der Riß zwischen dem Vater und seinem ältesten Sohne Hermann, dem er sogar die Teilnahme an der Beerdigung seiner Mutter verweigerte! Die wirkte um so schwerer auf Hermann, weil dieser mit seiner Mutter ihr ganzes Leben lang in inniger, zärtlicher Liebe verbunden gewesen war. Er hatte als der Älteste die mütterlichen Zärtlichkeiten in besonderem Maße genossen und sich dem Vater gegenüber immer in schroffem Gegensatz gefühlt, weil er in ihm den „Beleidiger der mütterlichen, für ihn unantastbaren Hoheit" sah (Rudolf Löns a. a. O. S. 22). Die vielen Geschwister haben auf Hermann Löns, wie es scheint, nicht viel Einfluß gehabt, da er der Älteste war und

die vier auf Hermann und seine Schwester Elisabeth folgenden Geschwister früh starben, so daß (von der einen Schwester abgesehen) die übrigen durch einen beträchtlichen Altersunterschied von ihm getrennt waren.

Durch seine Abstammung und seine Jugendjahre im elterlichen Hause erklären sich zweifellos manche Wesenszüge und Anlagen des Dichters. Man wird daher dem Urteile W. Deimanns (a. a. O. S. 19) zustimmen können: „So dürfen wir wohl in dem Bauernblute Hermanns, in seiner geistigen Regsamkeit und Liebe zur Dichtkunst, seiner Freude an der Natur und dem Tierleben, vielleicht auch in seiner übermäßigen, zuweilen krankhafte Formen annehmenden Feinnervigkeit und Gemütsverdüsterung, in dem Zwieklang seines Wesens zum guten Teil ein Erbe seines Stammes (d. h. Familienstammes) wiedererkennen."

Ähnlich urteilt Friedrich Castelle (a. a. O. S. 32): „Aus der Vermischung des westfälisch-märkischen und paderbornischen Blutes erklärt sich wohl zum Teil die Vielgestaltigkeit und Lebendigkeit in der Natur des Dichters: von väterlicher Seite kommt die zähe Festigkeit der bäuerlichen Verschlossenheit, von mütterlicher Seite die angeregte Geistigkeit, die in diesem Landstrich aus dem herben Wesen der Bevölkerung quillt. Zwar grundverschiedene Elemente, die aber doch, als einer Stammesart eigen, in einer künstlerischen Persönlichkeit wieder harmonisch (?? d. Verf.) ineinanderfließen. Wiederum war auch hier das zweite und dritte Geschlecht rückwärts wirksam. Der Vater der Klara Cramer war eine stark ausgesprochene Persönlichkeit, ein leidenschaftlicher Jäger und Naturfreund, rauh und kurz angebunden, aber mit einem weichen, guten Herzen . . . Die poetische Natur hat

Hermann Löns ausschließlich von der Mutter, und in dieser hat auch ein gut Teil von der Art ihres Großvaters fortgelebt." Castelle schildert dann Moritz Bachmann als Dichter und hebt hervor, daß er (schon in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts) ausdrücklich auf das Heimatgefühl als die Quelle aller Volkskraft hingewiesen habe. Als Beispiel führt er Bachmanns Dichtung „Heerwart und Hilda" an, aus dem uns schon Stimmungen entgegenklingen, wie sie achtzig Jahre später Hermann Löns in seinem „Wehrwolf"*) erweckt habe.

Wir wollen nun nach diesem kurzen Hinweis auf die von seinen Vorfahren überkommenen Erbanlagen auf den jugendlichen Hermann Löns selbst eingehen und auf Grund der vorhandenen Quellen versuchen, eine Charakterskizze des Knaben und Jünglings zu entwerfen, unter Betonung der uns charakterologisch wesentlich erscheinenden Züge.

Hermann Löns wurde am 29. August 1866 in Kulm an der Weichsel (in Westpreußen) geboren. Als er etwa ein Jahr alt war, wurde sein Vater, der Oberlehrer war, nach Deutsch-Krone (in Westpreußen) versetzt, wo Hermann Löns seine Jugend bis zum 18. Lebensjahr verlebte.

Diese Tatsache, daß er, fern der Urheimat seiner Vorfahren, in einer Gegend aufwuchs, in der seine Eltern (besonders die ihm geistig viel näher stehende Mutter) sich stets landfremd gefühlt haben, war für seine Entwicklung von einschneidender Bedeutung. Das Fremdgefühl und Heimweh der Eltern (besonders der Mutter) übertrug sich auf den Sohn und verstärkte den ihm angeborenen Hang zur Einsamkeit.

Seine früheste Jugenderinnerung ist nach seiner eigenen An-

---

*) H. Löns schreibt Wehrwolf (nicht Werwolf).

gabe die, daß er in einem blauen Kittel auf einem gepflasterten Hof saß und da grün und rot gefärbte kleine Blattkäfer, die auf dem zwischen den Steinen wuchernden Vogelknöterich umherkrochen, in eine Pillenschachtel sammelte. Diese Tatsache als solche und nicht weniger ihr bleibender Eindruck ist für Hermann Löns bezeichnend. Das Alleinseinwollen mit Tieren und Pflanzen ist ein Zug seines Wesens. Hermann Löns hatte, wie er selbst sagt, in seinen Knabenjahren wohl Gespielen, aber keinen Freund, und er erhielt von seinen Lehrern manchen Verweis, weil er sich zu viel allein hielt.

Sein Hang zur Einsamkeit wurde durch seine Liebe zur Natur verstärkt und umgekehrt trieb ihn seine Naturliebe und seine unbestimmte Sehnsucht in die Einsamkeit. Eine Sehnsucht, die wohl aus dem Gefühl der Landfremdheit — mochte dieses auch noch völlig unklar sein — entsprang.

Schon als winziges Kind hatte er ein besonderes Vergnügen daran, den Fliegen am Fenster zuzusehen, und mit fünf Jahren lockte ihn eine tote Maus mehr als ein Stück Kuchen. Von allen Büchern fesselten ihn naturkundliche mit Tierbildern am meisten, und schon mit zwölf Jahren durchstreifte er, meist ganz allein, meilenweit die Heiden, Moore und Wälder in der Umgebung von Deutsch-Krone.

Dabei erlebte er allerlei Abenteuer, die ihn lebhaft beschäftigten und sich seinem Gedächtnis einprägten, wohl auch schon anregend auf seine keimhafte Dichterphantasie einwirkten. Er geriet unter Wilddiebe und Zigeuner, traf mit einer Amtskommission zusammen, die bei der Leiche eines ermordeten Försters den Tatbestand aufnahm usw. Einmal war er am Fuße einer dicken Eiche vor Übermüdung eingeschlafen,

um nach dem Erwachen die Entdeckung zu machen, daß sich auf der andern Seite des Baumes ein alter Trunkenbold aufgehängt hatte. Doch ließ ihn dies Erlebnis, wie er erklärt, „ganz kalt". Ein toter Vogel war ihm wichtiger als ein toter Mensch. Übrigens mag bei der Wiedergabe dieser Jugenderlebnisse auch einige dichterische Phantasie mit im Spiel sein. Wir lassen es daher dahingestellt, ob sich die Ereignisse so oder etwas anders zugetragen haben.

Sein Verkehr waren Waldarbeiter, Jäger, Fischer, Hütejungen. Überall zog ihn das Ursprüngliche an. Bezeichnend ist die Äußerung eines seiner Lehrer, er solle sich „die Tendenz nach unten" abgewöhnen. „Es ist mir nicht gelungen," erklärt er selbst. „Mein Herz ist bei dem breiten Unterbau meines Volkes geblieben, auf dem das Leben der Natur schließlich beruht. Mir schmeckt es stets besser, wenn ich am gescheuerten Tisch über den Daumen frühstücke, als wenn ich mich in Frack und Lack zwischen weißen Schultern durch zehn Gänge durchessen und Konversation machen muß." Den eigentlichen Lebensinhalt bedeutet für ihn das freie Umherstreifen in der Natur, um zu beobachten und zu erleben. Als er den ersten Seidenschwanz fing, die erste Schwarzdrossel als Brutvogel entdeckte (damals dort eine Seltenheit), „flog ihm das Herz". Von Jugend auf steckte in ihm ein Jäger und Fischer, nicht etwa in der entarteten modernen Form des Fleischjägers und Rekordschützen, sondern im Sinne des Naturbeobachters und Naturforschers, des warmen Freundes der Tierwelt. Beispielsweise legte er eine Vogelsammlung an, stopfte selbst sehr geschickt aus (auch für die Sammlung des Deutsch-Kroner Gymnasiums), schoß aber niemals eine Vogelart, die er schon ausgestopft hatte, unnötig zum zweiten Male.

Sehr bezeichnend sagt Hermann Löns von sich selbst: „Schon damals war ich der Heide angeschworen!“ Vor Freude über die Pracht des maigrünen Buchenwaldes konnte er nasse Augen bekommen (!!), aber noch mehr lockten ihn die Heiden, Moore und Brüche, die ja zeitlebens sein liebster Aufenthalt gewesen sind.

Wie ernst schon der Knabe es mit der Erforschung der Natur nahm, geht daraus hervor, daß er als sechzehnjähriger Obersekundaner im Jahre 1882 ein 130 Arten umfassendes Verzeichnis der von ihm in der Gegend von Deutsch-Krone beobachteten Vögel aufstellte, das sich noch heute im Danziger Provinzialmuseum befindet.

Wegen seines Unherschweifens in den Wäldern nannten ihn seine Mitschüler den „springenden Hirsch“. Ein Schulkamerad, der spätere Lehrer Neumann in Deutsch-Krone, schildert ihn als einen harmlosen, freundlichen, höflichen Jungen, von glühender Begeisterung für die Natur, voll Humor und Neigung zur Satire. Aber nach Mitteilungen seiner Schwester an Deimann konnte er auch launisch und wetterwendisch sein, für neue Bekannte anfangs voller Begeisterung, um sie später, wenn sie sich nicht als Helden und Halbgötter, sondern als alltägliche Menschen auswiesen, um so gründlicher zu verachten. Er arbeitete und studierte schon damals gern die Nächte durch, machte oft frühmorgens vor der Schule mit einigen Kameraden irgendeine Unternehmung und war bei allem immer der Eifrigste und Ausdauerndste, der oft noch Entdeckungen machte und Ergebnisse ergrübelte, wenn die andern längst davon abgekommen waren.

Seine Schulleistungen waren in den untersten Klassen gut, ließen dann nach (wohl wegen seiner Nebenbeschäftigungen,

die für ihn Hauptbeschäftigungen waren), so daß er 1884 nicht nach Oberprima versetzt wurde.

Die häusliche Erziehung war, wie schon erwähnt, von seiten des Vaters sehr streng. Doch war er seiner Mutter sehr zugetan. Nur einmal hat sie ihm sehr weh getan. Sie hatte mitten in einem strengen westpreußischen Winter von der westfälischen Heide erzählt, von der schönen Erika, die dort wächst, und erklärt: „Meine liebste Blume ist das Heidekraut." Den ganzen Tag war Hermann das Wort im Kopf herumgegangen. Und am folgenden Tage, einem Sonntage, war er dann in das tiefverschneite Moor hinausgewandert und hatte mit kalten Händen aus dem gefrorenen Schnee einige Büsche braunen Heidekrautes herausgescharrt. Glückselig lief er damit nach Hause, den Schatz unter dem Rocke verbergend. Dann taute er den Schnee von den Zweigen, schnitt sie sauber zurecht, band sie mit einem grünen Samtbande zusammen und brachte sie freudestrahlend seiner Mutter in die Küche. „Hier, Mama, ist ein Heidebukett", sagte er erwartungsvoll. Die Mutter aber, überbeschäftigt, wie sie war, sagte nachlässig: „Die ist ja abgeblüht, solche wollte ich nicht."

Hermann durchfuhr es heiß und kalt. Er warf den Strauß in die Herdflamme und ging stumm hinaus, trotzig die Tränen bekämpfend, im Innern aber von tiefer Trauer erfüllt. „Das war das einzige Mal, das mir meine Mutter weh tat. Ich glaube, es war der größte Schmerz meines Lebens ... Auch heute noch, nach zwanzig Jahren, steigt es mir heiß in die Augen, wenn ich daran denke" („Niedersachsen", I 242ff.).

Seine ersten dichterischen Versuche gehen in sein fünfzehntes Lebensjahr zurück. Mit seiner zwei Jahre jüngeren Schwester Elsbeth zusammen las er allerhand deutsche und

fremde Literatur kunterbunt durcheinander. Das einzige aus jener Zeit erhaltene Gedicht „Segelfahrt" („Junglaub" S. 54) zeigt den Dichter abhängig von Schiller und den Romantikern.

Die erste Jugendzeit in Westpreußen hatte dem Dichter Gelegenheit gegeben, seine ihm angeborene und ererbte Naturliebe frei zu entfalten, Wald, Heide und Moor in ihrer Eigenart und mit ihrem vielseitigen Tier- und Pflanzenleben und den in ihr lebenden urwüchsigen Menschen kennenzulernen, und damit seinem Leben und seinem späteren wissenschaftlichen und künstlerischen Schaffen die Richtung gegeben, die er immer beibehalten hat.

Im Herbst 1884 wurde der Vater des Dichters an das Gymnasium in Münster in Westfalen berufen. Die Eltern und mit ihnen der achtzehnjährige Sohn kehrten in die Heimat ihrer Väter zurück. Ein Ereignis von außerordentlicher Tragweite für die Charakterentwicklung des jungen Dichters, ein Wendepunkt in seinem Leben!

Unterwegs kam er mit seinen Eltern durch Berlin. Aber den Achtzehnjährigen reizte nicht der Glanz der Großstadt. Er ging — in den Zoologischen Garten, ins Aquarium, ins Naturkundliche Museum. Das war für Hermann Löns Berlin! Außerdem hat er nur eine jammervoll aussehende, hohläugige Frau im Gedächtnis behalten, der er aus Mitleid Streichhölzer abkaufte. Also auch in Berlin suchte er — die Natur, fand aber daneben, ohne daß er es suchte, das soziale Elend der Großstadt, das ihm ins Herz schnitt. Hermann Löns hat die Großstadt nie lieben können.

In der Heimat seiner Eltern aber trat ihm neben der Natur, der immer seine ganze Liebe galt, ein Zweites machtvoll ent-

gegen: das heimische niedersächsische Volkstum und seine geschichtliche Vergangenheit!

In seinem großelterlichen Hause in Paderborn grüßte ihn aus vielen alten Bildern, Schnitzereien, Waffen und Geweihen, aus alten Büchern und Briefen, ja selbst dem Gerümpel der Bodenkammer und schließlich der ganzen Stimmung und dem Duft alter Erinnerungen der Geist seiner Väter, seiner Familie und seines Stammes.

Trotzdem aber gebrauchte er einige Zeit, um den „Anpassungskater" zu überwinden. Anfangs mißfiel ihm sogar die „niedliche Wallheckenlandschaft", die ihm „fremde Tier- und Pflanzenwelt und das Volk erst recht". Aber lange dauerte es nicht, dann gewann er „Freunde, wirkliche Freunde", wie er mit Befriedigung feststellt, und fühlte sich (was wir schon oben erwähnten) ganz als Niedersachse.

Da überkam ihn auch ein Heißhunger nach tieferer Bildung. Zum erstenmal in seinem Leben arbeitete er zäh und zielbewußt für die Schule. Vor allem begann er in Münster wirklich systematisch Naturwissenschaft zu treiben, vertiefte sich in die Kleintierwelt seiner neuen und eigentlich doch alten Heimat, so daß er, kaum dem Gymnasium entwachsen, kleine Arbeiten in zoologischen Fachblättern veröffentlichen konnte.

Die Gymnasiasten des Paulinum in Münster hielten ihren neuen Mitschüler nach übereinstimmenden Zeugnissen für einen sonderbaren Kauz von träumerischem Wesen, der sich oft recht ablehnend verhalten könne, aber dann und wann durch humorvolle Vergleiche oder sarkastische Bemerkungen seine Klassenkameraden zu schallendem Gelächter zwang, ohne selbst auch nur eine Miene zu verziehen. Richtig lebendig

wurde er nur, wenn zufällig die Rede „auf irgendein Viehzeug“ kam. Dann war alles Träumerische verloren, die Rede sprudelte von eigenen Erlebnissen, und die Augen leuchteten. Wegen seiner Sammelwut nannte man ihn den „Käfer“. Ein Mitschüler (Speitkamp) beschreibt sein Äußeres mit folgenden Worten: „Er war ein mittelgroßer, schmächtiger, blasser Junge mit einer kräftig hervortretenden schmalen Nase, eingefallenen Backen und großen in die Ferne gerichteten Augen. Das zurückgebürstete Haar ließ die eckige Stirn stark hervortreten. Die Kleidung verriet große Sorgfalt, und der bunte flatternde Schlips hatte etwas Herausforderndes.“ Im übrigen schildert man ihn übereinstimmend als harmlosen, gesunden, geistig überaus regsamen Jungen, der den meisten Schulfächern zwar nur wenig Interesse entgegenbrachte, aber mit größtem Eifer dem Naturstudium oblag und alle freie Zeit „im Wald und auf der Heide“ verbrachte. Über den Zwang der Schule schimpfte er und sah verächtlich auf Kameraden herab, die ihre freie Zeit in Wirtshäusern und qualmigen Kaffeestuben verbrachten oder mit ödem Poussieren verplemperten. Mädchen waren ihm damals noch sehr gleichgültig. Er verachtete sie im Grunde und hielt sie für oberflächlich und gefallsüchtig. Aber — „Löwenjäger“ möchte er werden. So berichtet uns sein 6 Jahre älterer Freund Leberecht Treu (Hermann Löns hatte bezeichnenderweise fast immer nur Freunde, die älter waren als er selbst! Ein Zeichen seiner Frühreife und geistigen Überlegenheit über seine Altersgenossen). Auch sonst hatte er abenteuerliche Ideen. So wollte er einst den Münsterschen Schloßgraben mit der aus Amerika herübergekommenen rasend wuchernden Wasserpest sich bewachsen lassen, so daß der Münstersche Bürger nach einigen Tagen er-

staunt ausrufen sollte: „Dat hädde ick min Dage nich glöwt, dat ut'n Water ne Wieske (Wiese) wärn kümt."

Höchst charakteristisch ist die Schilderung, die Leberecht Treu von seiner ersten Begegnung mit Hermann Löns gibt. Treu hatte ihn eingeladen, ihn zu besuchen und mit ihm zoologische Ausflüge zu machen. Und er kam. „Etwa 17—18 Jahre alt mochte er sein, schmal, lang aufgeschossen, unter dem stahlblauen, träumerisch sinnenden Augenpaar ein mächtiger Gesichtserker. Die untere Gesichtspartie bis zur Kinnspitze sich stark verschmälernd. Sein erstes Auftreten machte den Eindruck eines in seinen Lebensverhältnissen sich beengt fühlenden Menschen von zurückgezogener Lebensweise. Nach der ersten üblichen Begrüßung schaute mich Löns einen kurzen Augenblick an, wandte dann aber seinen Blick zur Seite dem Fenster zu, mich weiter nicht beachtend; mit offenen Augen schien er zu träumen . . . Meine zweite Aufforderung, doch Platz nehmen zu wollen, rief ihn in die Wirklichkeit zurück. Ohne den nebenstehenden Stuhl irgendwie zu verrücken, setzte er sich hin . . . Aber zum Sprechen schien Löns gar nicht geneigt. Gänzlich wieder in sich versunken saß er da, seine Umgebung überhaupt nicht beachtend. Jedenfalls schien er mehr originaler Sonderling als Gesellschaftsmensch zu sein. Meine ersten Versuche zu einer Redeanknüpfung scheiterten, sie schienen ihm höchst überflüssig, wenn nicht gar lästig zu sein . . . Wie es ihm auf der Schule gefalle? „Gar nicht!" gab er gereizt zurück, und aus seinen Worten klang ein Unterton beleidigten Empfindens. Ich möchte doch nicht glauben, daß er ein Duckmäuser sei, der sich in den Fesseln der engen Schulverhältnisse behaglich fühlen könne. Er fühlte sich nur glücklich im Gedanken, ein freier Mann zu sein . . . Ich erkundigte

mich, welchen Beruf er zu ergreifen gedenke. Löns' Stimmung schlug glänzend um. Zwar zögerte er noch mit der Antwort, er schien zu überlegen, ob er sein Geheimnis mir anvertrauen dürfe. Aber dann brach es hervor: ‚Löwenjäger!' Das war nun doch etwas zu plötzlich gekommen, zumal seine Augen jetzt strahlend, wie in visionärem Erlebnis, die erste Löwenbeute zu seinen Füßen liegen sahen. Ich aber frohlockte in meinem Innern; der Mann gefiel mir. Steckte er auch noch in höchst sonderbaren romantisch-knabenhaften Ideen, vorläufig lief er mir noch nicht weg zu den Löwen, und ich war überzeugt, daß es bei dem offenbaren Jagdeifer meines Besuchers ein Leichtes sein werde, ihn zunächst auf — Schneckenfang zu dressieren."

Und das geschah dann auch. Unter der Führung von Treu wurde Hermann Löns eifriger Kleintierforscher in der Umgebung von Münster, was ihn sogar zu selbständigen Entdeckungen und später zu einer ganzen Reihe wissenschaftlicher Arbeiten, aber ihm auch Stoff und Anregung zu dichterischer Gestaltung brachte.

Überall tritt uns schon der jugendliche Hermann Löns als ein Besonderer entgegen, der seine eigenen Wege geht und jedem aufmerksamen Beobachter auffällt. Er haßt allen Zwang, verachtet alles Gewöhnliche und sehnt sich nach Freiheit und selbständiger Lebensbetätigung. Seine ganze Liebe gilt der Natur und allem Natürlichen, und mehr und mehr beginnt er in das niedersächsische Volkstum hineinzuwachsen. Und dabei immer die merkwürdige Doppelgestalt seines Wesens: Naturburschentum auf der einen Seite, Neigung zum Ästhetischen auf der andern; träumerisches Wesen, Zurückgezogenheit, Verschlossenheit hier, Lebhaftig-

keit, Begeisterungsfähigkeit, Tatendrang dort; verneinender, bitterer Sarkasmus — bejahender, fröhlicher Humor!

Am 18. August 1886 bestand Hermann Löns die Reifeprüfung. In seinem Reifezeugnis wird sein Betragen als „sehr gut", sein Fleiß als „gut" bezeichnet. Die Leistungen erheben sich nur im Deutschen, wo er „gut" bekam, über genügend. Auch dies ist für den Dichter bezeichnend. Die meisten Schulfächer waren ihm nicht wichtig genug gewesen, um besondere Arbeit daranzusetzen. Sein Lieblingsfach, die Naturkunde, spielte auf der Schule eine zu nebensächliche Rolle. Von den sonstigen Fächern „lag" ihm nur das Deutsche, auf das der künftige Schriftsteller — von fleißiger Lektüre abgesehen — keine besondere Mühe zu verwenden brauchte. Sein Prüfungsaufsatz wurde „für die einfache und klare Anordnung, die geschickte Behandlung, die Wahl der Beispiele und die verhältnismäßig gewandte Darstellung mit ‚gut' bewertet. Die Schulleistungen im Deutschen waren ebenfalls durchweg gut; in der deutschen Literatur zeigte der Abiturient erfreuliche Kenntnisse".

Ziehen wir kurz die Summe aus den bisherigen Feststellungen der charakterologisch bedeutsamen Züge des Knaben und Jünglings, so ergibt sich schon das Bild eines eigenartigen besonderen Menschen, der von einem ungewöhnlich starken Hang zur Natur und zur Einsamkeit beseelt ist, Neigung zur Träumerei und — zum Dichten zeigt, aber doch auch der wirklichen Natur, besonders dem Tier- und Pflanzenleben der unberührten, wilden Natur und dem Volkstum mit lebhaftem Interesse zugewandt ist, an dem üblichen Schulbetrieb wenig Freude hat, jedoch in eigener selbständiger Art schon anfängt, wissenschaftliche Naturbeobachtungen anzu-

III. Der Student

Hermann Löns studierte das erste Semester auf der Akademie in Münster, die nur eine katholisch-theologische und philosophische Fakultät umfaßte. Am liebsten hätte er Naturwissenschaften studiert. Aber der Vater ließ ihm nur die Wahl zwischen Philologie und Medizin. So wählte er die letztere, um wenigstens in den ersten Semestern mit der Naturwissenschaft in Verbindung zu bleiben. Vielleicht auch, — um von Münster und der Bevormundung des strengen Vaters fortzukommen und ein freies Studentenleben nach eigenem Gefallen führen zu können.

Neben wissenschaftlichen Neigungen — wie wir wissen, überwiegend naturwissenschaftlichen — lebte in Hermann Löns von Anfang an auch eine starke Liebe zur bildenden Kunst. Schon in Deutsch-Krone hatte er daran gedacht, Maler zu werden, und er hat es später immer bedauert, keine Gelegenheit gehabt zu haben, sein Zeichentalent auszubilden. Wir finden hier wieder den Widerstreit zweier Neigungen: Wissenschaft und Kunst, oder auch, wenn vielleicht auch um diese Zeit noch nicht völlig bewußt und klar: Malerei und Schriftstellerei. Unwillkürlich wird man an ähnliche Künstlernaturen erinnert: Goethe, Gottfried Keller, Anzengruber, Raabe, Wilhelm Busch! Übrigens hat die besondere Neigung zur bildenden Kunst Hermann Löns durch sein ganzes Leben begleitet. Er war mit vielen Künstlern befreundet. Seine zweite Frau war die Tochter eines Malers. Als Zeitungs-

schreiber befaßte er sich gern mit Kunstkritik. Auch verfertigte er selbst zahlreiche kleine humoristische Zeichnungen, die er mit launigen Versen nach dem Vorbild von Wilhelm Busch versah und oft als Postkarten verschickte. Hermann Löns war überhaupt ein großer Buschverehrer, wie die bei dessen Tode 1908 geschriebene Abhandlung beweist. Noch bezeichnender für Hermann Löns ist folgende Stelle aus einem Briefe, die ich hierhersetze: „Donnerja, Mensch, ich beneide Dich. Seit Jahren ist es mein höchster Wunsch, mit Wilhelm Busch zusammenzukommen . . . Du, weißt Du, den Busch schätze ich ungemein. Unsere ganze Bande, die Maler, verehren ihn sehr, stellen ihn neben Goethe. Ich auch. Hier geht die Sage, er ekle sich selber vor seinen Werken. Das wäre schade; denn was der Mann, abgesehen von dem malerischen und künstlerischen Werte seiner Werke, für die Stärkung des Deutschtums, des Reichsgedankens und des Stammesbewußtseins getan hat, das ist sehr dankenswert." Aus Stil und Gedanken dieses Ausspruches schaut überall ein gut Stück von unserm Hermann Löns heraus! Seine Urwüchsigkeit, seine Begeisterung für eigenartige Kunst, sein Deutschtum, sein niedersächsisches Stammesbewußtsein! Und auch hier schon darf wohl kurz erwähnt werden, wie der bildhafte, malerische Stil seiner späteren Naturschilderungen und Lieder überall die Neigung des Dichters zur bildenden Kunst verrät. Ja, die jugendlichen Werke sind noch geradezu überladen mit Farbenfreudigkeit und der Vorliebe für grelle Gegensätze bildhafter Art. Schließlich ist es gewiß auch kein Zufall, daß Hermann Löns noch in seinem letzten Roman, dem „Zweiten Gesicht", für sein künstlerisches Selbstporträt — die Maske eines Malers wählt!

Die charakteristischen Züge des jungen Studenten in Münster sind uns durch seine wenigen Freunde — sein Freundeskreis war immer eng — aufbewahrt. In der Hauptsache sind es drei: der schon erwähnte Leberecht Treu, der jetzige Dozent der Zahnheilkunde in Münster Max Apffelstaedt und Adolf („Atze") Reeker.

Leberecht Treu setzte die mit dem Primaner Hermann Löns begonnene Freundschaft fort. Er hatte ihn wegen seiner Anhänglichkeit und seines Humors liebgewonnen und fühlte sich ihm durch gemeinsame naturwissenschaftliche Interessen verbunden. Sein Wesen schildert er in diesem „Übergangsstadium zu körperlicher und geistiger Reife" als „ein gewisses, dem Übermut zuneigendes, aber gutmütiges Burschikosentum". Seine Gesichtszüge kennzeichnet er als „außerordentlich eigenartig und anziehend wegen ihres Ausdruckes traumhafter Schwärmerei, wohl auch Schwermut, und harmonisch dazu, des ausgeprägten Wesenszuges des Geistreichen".

Auf ihren gemeinsamen Naturstreifereien kam Löns gern ins Träumen, um dann, wie mit einem Ruck erwachend, irgendeine bezeichnende Äußerung zu tun. Z. B. erfolgte auf Treus Frage: „Träumen sie, Löns?" „Ach ja, ich dachte gerade darüber nach, wie verrückt doch die Welt ist." Und dann schildert er das Leben und Treiben des Sonntagspublikums bei Bier, Skat und Zigarren. „Aristoteles hat Recht, der Mensch ist ein Zoon politikon, ich übersetze es mit Herdenvieh ... Aber es ist gut so, da wird diese köstliche Heide nicht vertrampelt. Wissen Sie, so schön ist es hier, daß ich mein Lebtag hier bleiben möchte." Wir sehen in diesen Worten deutlich den Menschenverächter und Naturschwärmer.

Die Naturbeobachtungen regten Hermann Löns immer zu köstlichen Vergleichen an. Man merkt auf Schritt und Tritt den künftigen Dichter. Die zahlreich durcheinander krabbelnden Insekten in einer Fanggrube vergleicht er mit einer Volksszene auf dem Theater. Einen dunklen Käfer, der auf einem Erdklumpen saß, nennt er den Pastor, ein anderer erinnert ihn wegen seiner schlanken Taille an einen Husarenleutnant, ein dritter oder vielmehr — eine Heuschrecke an einen seiner Lehrer. Überall entdeckt er bei den Tieren menschenähnliche Eigenschaften.

So sehen wir überall den Naturforscher mit dem Dichter verbunden. Es erscheint daher nicht weiter verwunderlich, daß Hermann Löns sich in Münster auch zu literarisch interessierten und tätigen Kreisen hingezogen fühlte. Es bestanden damals in Münster solche Kreise, die sich, wie es scheint, einerseits um den höchst originellen Professor der Zoologie Landois gruppierte, und in denen andererseits Löns' Freund Apffelstaedt eine Rolle spielte.

Wir folgen später, wenn es gilt, dem ersten Werden des Schriftstellers und Dichters nachzuspüren, hauptsächlich den Angaben des letzteren, in Ergänzung der Mitteilungen von Leberecht Treu. Schon diesem, seinem naturwissenschaftlichen Freunde, hatte Löns wiederholt Gedichte und Naturschilderungen vorgelesen, die — nach Angabe Treus — zwar noch Mängel in der Form und viel Nachempfinden, etwa im Heine- und Lenauschen Geist, zeigten, aber doch auch schon alle Vorzüge der späteren Lönsschen Gestaltungskunst im Keime erkennen ließen. So erzählt Treu z. B. von einem besonders dramatischen umfangreichen Gedicht, das in einer gewissermaßen in drei Akten sich aufbauenden Ballade die

Rache eines abgewiesenen Liebhabers darstellt. Veröffentlicht ist das Gedicht nicht, hätte wohl auch nach dem gewiß richtigen Urteil Treus seines Inhalts und seiner sehr naturalistischen Schilderung wegen niemals veröffentlicht werden können.

Doch das interessiert hier ja auch nicht weiter. Uns sind die Dichtungen dieser Frühperiode nur wichtig wegen ihrer Ursprünge und Motive sowie wegen der in ihnen zutage tretenden künstlerischen Gestaltungsart, weil wir dadurch Einblick gewinnen in die Charakterentwicklung des Dichters und des Menschen Hermann Löns. Auch die literarischen Vorbilder des Dichters werden dabei nicht unbeachtet bleiben dürfen, weil sie ebenfalls Schlaglichter auf die Wesensbeschaffenheit und den charakterogenen Werdegang seiner Persönlichkeit werfen. Und umgekehrt werden wir alle in Betracht kommenden Angaben seiner Freunde über seine Eigenart, Entwicklung und Lebensführung in dieser Zeit berücksichtigen müssen, um seinen Drang zu dichterisch gestaltender Tätigkeit zu verstehen und charakterologisch richtig zu beurteilen.

Leberecht Treu kennzeichnet seinen jungen Freund in der ersten Zeit als einen „noch völlig naiven Naturmenschen, dessen Lebenskompaß in phantastischem Weitblick auf Abenteuerleben mit wilden Bestien gestellt war. Im Kleinen erschöpften sich seine Wünsche auf vorläufiges Umhertreiben in Wald und Heide. Frauenliebe und -leben, diese Dinge, die in seinen späteren Jahren eine so große Einwirkung auf ihn ausübten, lag ihm, dem kaum Erwachsenen, nach meiner Überzeugung noch völlig fern . . . Eigene Erfahrung, die über das Wesen der Liebe ihm praktische Aufklärung hätte geben können, besaß er also wohl nicht. Auch die geringste Andeutung seinerseits hätte mir auffallen müssen". Und hierin sieht Treu wohl

mit Recht eine Erklärung und Miturſache dafür, „weshalb das Feuer ſpäter in ihm um ſo heißer lohte".

Seine Sexualität war, wie es ſcheint, bis gegen das Ende ſeines zweiten Lebensjahrzehnts unberührt und latent geblieben. Leberecht Treu berichtet, daß er bis dahin nie an ihm irgendwelche Hinneigung zum weiblichen Geſchlecht bemerkt habe. Er ſei ſtets völlig ungezwungen und fröhlicher Laune geweſen.

Erſt etwa nach 3—4monatlicher Bekanntſchaft ſei ihm ein Umſchlag ſeiner Seelenſtimmung, ein Anflug von Sentimentalität aufgefallen, die freilich in der freien Natur ſofort wieder verflog.

Aber immerhin ſie war da. Und die Urſache war bald entdeckt. Sie lag in einer hoffnungslos unglücklichen Liebe, die Hermann Löns der Mutter ſeines Freundes Treu (die er wegen ihrer umfangreichen Literaturkenntniſſe verehrte) eines Tages eingeſtand. Und als Treu einige ſeiner Gedichte, in denen er ſeiner unglücklichen Liebe Luft machte, als „zu weichlich" bezeichnete, antwortete der jugendliche Dichter: „Ach Gott, für das, was man in irgendeiner jugendlichen Schwärmerei verbricht, dafür kann man nicht gut verantwortlich gemacht werden; man unterliegt doch mal ſo Stimmungseindrücken, die man ſich vom Leibe ſchreiben muß, um ſie loszuwerden." Dieſe letztere Äußerung iſt beachtlich. Der junge Löns dichtete aus Bedürfnis und zum Zwecke der Selbſtbefreiung. Die weichliche Gefühlsüberſchwänglichkeit hat bei dem Dichter nicht lange angehalten. Er ging bei dem neu aufkommenden literariſchen Naturalismus, bei M. Stern, M. G. Conrad und Heinrich und Julius Hart, die in Münſter zu Hauſe waren, in die Schule, und gleichzeitig begannen ſeine eigenen Liebes-

abenteuer. „Nach dem Stadium der Jugendeselei vollzog sich seine Entwicklung zum Mann im Umschlag seiner Gefühle überraschend schnell", sagt Treu. „Sein Liebesbedürfnis wird anspruchsvoller, er gewann Interesse für Maria, Kamilla, Sybilla, und der feurige Liebhaber fand ein weites Feld zu eifrigster Betätigung." Und dieses plötzlich erwachte starke Liebesbedürfnis — das ihn dann durch sein ganzes Leben begleitete — scheint sich in einer bisher latent gebliebenen oder zurückgedrängten überstarken Sinnlichkeit Luft gemacht zu haben. Und diese Sinnlichkeit regte wiederum seine Dichterphantasie in hohem Maße an und entlud sich in Dichtungen derb-erotischen Einschlags, wie die oben erwähnte. L. Treu schreibt dazu die verstehenden Freundesworte: „Für seine Veranlagung als solche ist kein Mensch verantwortlich, sie ist ihm von Gott gegeben; und auch das Mehr oder Weniger an Energie zur Förderung oder Hemmung angeborener Anlagen und Leidenschaften ist ein dem Menschen wahllos in die Wiege gelegtes Patengeschenk." Es ist bekannt — und wir kommen noch darauf zurück — daß das Erotische in den Romanen und Gedichten von Hermann Löns eine starke, oft überstarke Note ausmacht. Ich habe aber das sichere Gefühl, daß er, seiner ganzen Charakterveranlagung nach, dabei sehr häufig und bewußt stark übertreibt, daß die überspannte und sich übersteigernde Erotik (namentlich im „Zweiten Gesicht") oft nur eine Maske ist oder aber das drastische Mittel zu einer Selbstbefreiung. Übrigens soll diese Bemerkung keineswegs eine Entschuldigung oder Rechtfertigung des Dichters bedeuten — die in einer Charakterologie nicht am Platze wäre —, sondern lediglich ein Beitrag zu seiner Kennzeichnung.

Und nur zu seiner weiteren Kennzeichnung sei auch noch

erwähnt, daß Hermann Löns alle offene Kritik seines älteren Freundes stets ohne jede Empfindlichkeit, ja, ohne jeden Widerspruch entgegennahm. „Er verzog keine Miene bei meinen Aussetzungen . . . Mir erschienen überhaupt die Hauptgrundzüge seines Wesens eine außerordentliche Bescheidenheit und große Dankbarkeit für das Kleinste." Dasselbe wird übrigens auch von andern Freunden aus der späteren Lebenszeit des Dichters bestätigt. Es muß also wohl zutreffen, daß bei Hermann Löns ein starkes Originalitätsbewußtsein, ein begründetes Selbstgefühl, sich mit oft rührender Bescheidenheit und Dankbarkeit paarte. Auch die gewöhnliche Dichtereitelkeit war ihm damals fremd. L. Treu bezeugt, daß es ihm völlig gleichgültig zu sein schien, als er (Treu) ihn darauf hinwies, daß jene oben erwähnte Balladendichtung sich nicht zur Veröffentlichung eigne. Hermann Löns dichtete nicht, um gedruckt zu werden, sondern, weil es ihn dazu drängte, Erlebtes und Empfundenes künstlerisch zu gestalten. Mit drolliger Selbstironie schreibt Löns einmal später (1897) von sich: „Was habe ich davon, wenn später im Zukunftsstaat die kleinen Anarchisten die drei Zeilen auswendig lernen: H. Löns, Lyriker, geboren 29. August 1866 zu Deutsch-Krone (Irrtum! Kulm!), in der Jugend Anarchist, später Reaktionär, schließlich Nietzscheaner und Vertreter des Satzes: omnia schnuppe mihi kai panta moi egala esti . . . Weißt du, ein Birkhahn, an dem ich vor drei Tagen mit der Kugel vorbeidömste, der grämt mich mehr als diese gescheiterte Ausgabe von Jugendgedichten, und während ich die Nichtherausgabe nicht beklage, könnte ich mir jetzt noch die Glatze vergrößern, wenn ich an den schwarzen Bock denke, den ich am 2. Mai am Steinhuder Meer überschoß. Ein berühmter Mann hat einmal gesagt:

Nur der hat was von seinem Leben, der es in Kleinigkeiten verzettelt" (vgl. Deimann, a. a. O. S. 115).

Seine literarischen Vorbilder wechselten rasch. Der extreme Naturalismus war bei Hermann Löns nur eine vorübergehende Sturm- und Drangperiode, wie wir weiter unten noch genauer sehen werden. Er schreibt selbst in seiner Lebensskizze: „Der ganze naturalistische Quark war mir in der Seele zuwider; mein Herz war bei Annette von Droste-Hülshoff und nachher bei Liliencron." Aber das gilt erst für die letzte Zeit seiner Studentenjahre.

Sein eigentlicher dichterischer Jugendberater war Apffelstaedt. Diesem übergab Löns einst in Münster ein dickes Heft mit Gedichten und eine Erzählung „Jasch". Trotz vieler Formmängel erkannte Apffelstaedt sofort die dichterische Begabung des Verfassers. „Alles lebte, sprach und klang und wirkte so originell und unmittelbar, daß der seltsame Zauber alle Schulweisheit wie Schnee an der Sonne dahinschmelzen ließ. Das war Farbe, Ton und Gestaltungskraft — mit einem Wort Poesie!" Mit diesen Worten schildert Apffelstaedt seinen ersten Eindruck und fährt dann fort: „Löns war eine echte, aus dem vollen Jungborn seines eigenen Ichs schöpfende Dichternatur, die sich bei äußerer Formgebung ganz und gar nicht aufgehalten hatte. Sein Genie in ein Prokustesbett einzwängen zu wollen, erschien mir ein Frevel, denn ich war überzeugt, daß die korrekte Gestaltung sich ganz von selbst einstellen würde. Und ich habe recht behalten."

Dieses Zeugnis Apffelstaedts lehrt, daß Hermann Löns auf dem Wege war, ein wirklicher Dichter zu werden, nicht etwa nur ein dilettantischer Versemacher und Formkünstler. Durch die Vermittlung Apffelstaedts erschien die Erzählung „Jasch"

(ein Erlebnis aus Westpreußen; Jasch = Johann) im „Zeitgeist“ und wurde mit 35 M. honoriert, einer dem armen Studenten ungewöhnlich hoch erscheinende Summe. Dadurch gewann Hermann Löns Mut zu weiterem dichterischen Schaffen, trotz aller Verspottung und Drangsalierung von seiten seines Vaters. „Er dichtete fabelhaft schnell, und die Stoffe und Gedanken flogen ihm stets nur so zu, daß er sich kaum ihrer erwehren konnte“, sagt Apffelstaedt. Und dieses leichte und schnelle Schaffen ist immer sein bewunderungswürdiger Vorzug, freilich auch ein gewisses bedauerliches Verhängnis für ihn geblieben. Allzuviel zu feilen und zu sieben, das lag ihm nicht. Deshalb fehlt vielen seiner Schöpfungen die letzte Vollendung der Form, und unter der großen Menge seiner dichterischen Erzeugnisse findet sich — nach seinem eigenen Urteil — auch viel Wertloses. In raschem Ansturm wurde jede Arbeit angepackt und ohne viel Unterbrechung zu Ende gebracht. Nach wenigen Tagen oder Wochen (je nach ihrem Umfang) lag sie dann fertig vor, so wie sie in genialem Wurf entstanden war.

Apffelstaedt rühmt Hermann Löns ein fabelhaftes Gedächtnis und eine ungewöhnliche Aufnahmefähigkeit nach. Erstaunlich sei für seine Jahre seine Belesenheit und sein Erfassen fremder Autoren gewesen, ohne daß dies der Eigenart seiner künstlerischen Veranlagung Abbruch getan hätte. Mit berechtigtem Selbstbewußtsein habe er damals eins seiner Gedichte mit den stolzen Worten schließen können: „Ich bleibe doch der Hermann Löns.“

Die ungemeine Leistungsfähigkeit und Vielseitigkeit des jungen Studenten schildert Apffelstaedt mit folgenden Worten: „In der Frühe eine Exkursion mit Freund Reeker in Wald

und Heide, später Entdeckung einer neuen Psozidenart oder dergleichen auf dem zoologischen Garten, Begegnung mit interessanten neuen Dichtern, Verabredung mit einer Schönen, eigene dichterische Betätigung, Turnübungen (er war ein leidenschaftlicher Turner), Arbeiten beim Institutspräparator, kurz die intensivste Tätigkeit, die man sich bei einem so jungen Studenten nur denken könnte." Und über sein dichterisches Schaffen sagt er: „Stoffe, Ideen flogen ihm nur so zu, und er litt geradezu unter der Reaktion, sie alle loszuwerden, d. h. sie dichterisch zu produzieren."

Im übrigen schildert Apffelstaedt den Menschen Hermann Löns ganz so, wie wir ihn schon kennen: „Schlank und rank wie eine Weide und von fabelhafter Schnelligkeit und Geschicklichkeit im Fangen ... Ihm entging nichts; sein scharfes Auge bemerkte alles, sein Ohr hörte alles, und er kannte alles bis zum winzigsten Insekt. Die ganze Natur lebte und alle Lebewesen in ihr in Wechselbeziehungen ... es war einfach lächerlich, was dieser Fux alles wußte; später wunderte ich mich nur noch, wenn er mal etwas nicht wußte."

Hermann Löns kannte die Natur so genau, weil er sie so sehr liebte, und er liebte sie so sehr, weil er sie so genau kannte. Das ist der Eindruck, den wir aus den Schilderungen seiner Freunde immer wieder gewinnen. Daher war er jener Naturforscher, Naturschwärmer und Naturdichter, der am liebsten immer auf dem Lande, in Wald und Heide weilte, bei Bauern, Jägern und Fischern und — bei seinen geliebten Tieren. Dabei ist es Apffelstaedt besonders aufgefallen, daß er, ohne damals schon das westfälische Plattdeutsch zu beherrschen, sich immer so schnell das gewiß nicht leicht zu gewinnende Vertrauen der Landbewohner er-

rungen habe. Apffelstaedt erklärt es durch sein völlig anspruchloses Auftreten und seine ungewöhnliche Anpassungsfähigkeit. Letztere sieht er auch in der Art, sich zu kleiden. Draußen mit derben Stiefeln und verblichenem Filzhut und dann wieder abends am Stammtisch als „patenter" Student. Als solcher war er witzig und lustig bis zum Übermut, obwohl er nie Geld in der Tasche hatte. Launig bemerkt Apffelstaedt dazu: „Darum hielt Löns es mehr mit der Venus als mit dem Bacchus."

Alle Frauenherzen flogen ihm zu. Er war dem weiblichen Geschlecht gegenüber stets Herrenmensch und Eroberer, und die Empfindung, die Neigung und Hingabe einer sonst gar nicht so unzugänglichen Schönen („Margarete") nicht erringen zu können, reizte seine Leidenschaft und Eifersucht doppelt stark und steigerte seine poetischen Liebesergüsse zuweilen bis zur Raserei (vgl. das oben erwähnte Gedicht von der Rache des abgewiesenen Liebhabers). Daß ihm derartige Liebeserlebnisse oft lange nachgingen, glaubt Apffelstaedt aus dem Gedicht „das Irrlicht" (im kleinen Rosengarten) schließen zu dürfen, das erst 15—20 Jahre nach seiner akademischen Sturm- und Drangperiode entstanden sei.

Von besonderem Einfluß auf Löns' Entwicklung soll nach Apffelstaedts Urteil der schon erwähnte Professor Landois gewesen sein, den Apffelstaedt folgendermaßen charakterisiert: „Urwüchsiger Humor und ätzende Satire, Rauhbeinigkeit und Gutmütigkeit, Liebe zur Natur und zum einfachen Volke vereinigten sich zusammen mit poetischem und musikalischem Talent zu jenem seltsamen Charakter, der von manchen abgelehnt, von vielen verehrt, jedenfalls lange in Münster unvergessen bleiben wird." In der Tat sind dies ausnahmslos

Charakterzüge, die sich bei Hermann Löns, wenn auch zum Teil in anderer Form, wiederfinden. Und gewiß wird die ganze Art dieses eigenartigen Wissenschaftlers und Dichters in Hermann Löns verwandte Saiten angeschlagen haben. Mehr aber wird sich darüber wohl nicht sagen lassen.

L. Treu bezweifelt es wohl mit Recht, daß Landois auf Löns' schriftstellerische Tätigkeit bestimmenden Einfluß gewonnen habe und meint: „Als Naturschilderer würde Löns auch ohne Landois ganz dasselbe geworden sein. Die in Löns' Reifezeit zu so glänzender Höhe entwickelte Naturschilderungskunst war eine so ganz persönliche Eigenart des naturforschenden Dichters, daß er sie nur aus eigenem Empfinden seiner Seele ablauschen konnte. Solche Gabe läßt sich nicht erlernen, nicht von andern absehen. Sie läßt sich nur entwickeln in fortschreitender eigener Tätigkeit." Ich glaube, daß Treu hierin durchaus richtig gesehen hat.

Treu, der offenbar selbst sehr musikalisch ist, schildert uns auch noch Hermann Löns' Verhältnis zur Musik. Zur Vervollständigung seines Charakterbildes wollen wir ganz kurz davon Kenntnis nehmen. „Klassische Sachen konnten ihn nicht anregen. Nur in Verbindung gedanklicher Begriffe ließ sich bei ihm eine wärmere Anteilnahme erreichen." Und dann erzählt Treu, wie er ihm Chopins B-Moll-Scherzo vorgespielt habe. Treu ist der Meinung, daß Chopin dabei Goethes „Erlkönig" vorgeschwebt haben müsse. Und diese Auffassung hat er dann Löns beim Vorspielen im einzelnen gezeigt. Löns war so ergriffen, daß Treu das Spiel wiederholen mußte. Den Rest des Abends blieb Löns nahezu wortlos, in Träume versunken. Am nächsten Tage fand er sich wieder bei ihm unter irgendeinem nichtigen Vorwande ein, um dann schließlich mit

der Bitte herauszukommen, ihm noch einmal den „Erlkönig" vorzuspielen. Sonst machte er sich nicht viel aus Chopin, nicht einmal den Walzern konnte er Geschmack abgewinnen. „Zuviel Salon und Parkett", lautete sein Urteil. „Da ziehe ich mir doch den derben Bauerntanz vor, wo einem doch wenigstens die Tanzlust in die Beine fährt." Mehr Geschmack gewann er den düsteren Balladenstimmungen ab. Die Ges-Dur-Etüde nannte er einen „fidelen Hopser mit Purzelbäumen". Zierlich in die Höhe strebende Figuren erinnerten ihn an das Tirilieren der Lerche. Sonst hatte er mehr Gefallen an kernigen Soldaten- und Burschenliedern. Noch in späteren Jahren schrieb er seinem Freunde aus Hannover: „Ach, Herr Treu, ich werde heute die Prevosti in Carmen hören, aber ich sage Ihnen, ich hörte lieber den rauhen Schrei der Nebelkrähe im Recklinger Moor hinter Wansdorf; an mir ist ein Zigeuner, Cowboy oder Lederstrumpf verlorengegangen."

Außer mit Treu und Apffelstaedt war Hermann Löns noch mit Adolf Reeker befreundet, den er „Atze" nannte. Als Treu Löns einst eine Fuge von Bach vorspielte und ihm die Form erklärte, den Dux und den Comes, sagte Löns lachend: „So 'ne Fuge das ist ja ganz dasselbe, wie zwischen Reeker und mir. Wenn wir spazierengehen, ob ich oder er der Dux oder der Comes ist, wir beide haben uns auch nichts zu sagen. Gestern ging ich mit Atze Reeker nach Angelmodde. Unterwegs hat keiner von uns den Mund aufgetan; es war ganz famos!" Eine herrliche Selbstcharakteristik! Die Bachsche Fuge hat ihm ebensowenig zu sagen wie der stumme Atze Reeker, aber unterhalten hat er sich mit Atze Reeker doch „ganz famos". Die gemeinsame Naturliebe und das gemeinsame Interesse verband sie. Da brauchte es keiner Worte.

Hermann Löns konnte überhaupt oft sehr schweigsam sein und daher andern als Träumer erscheinen. Vielleicht gerade dann, wenn er sich selbst am glücklichsten fühlte. Manchmal freilich mochte es auch eine gewisse Schwermut sein, die ihn zum Schweigen veranlaßte. Beides wird von seinen Freunden bezeugt. Er war eben ein schizothymer Charakter. Es lag etwas Widerspruchsvolles und Unausgeglichenes in seinem Wesen. Aber ehrlich gibt er sich immer und überall, wie er ist, versteckt sich nicht hinter einer Maske und hängt sich nicht den Mantel der Scheinheiligkeit um. Gewiß, er war in seinen jungen Jahren ein revolutionärer Dichter und ein wilder Student. Was er später im „Zweiten Gesicht" schreibt: „Der moralisch bessere Teil der deutschen Studentenschaft ist ein rauhbeiniges und freches Gesindel, dazu gehören wir", das schreibt er sicher in Erinnerung an die eigene Studentenzeit. Und wenn er in seinem „Letzten Hansbur" Detta sagen läßt: „Alle Mannsleute sind zuletzt von wilder Art, die besseren wenigstens," so entspringt dieses Wort gewiß seinem eigenen ehrlichen Selbsturteil. Und doch zeigte er andererseits oft die weiche, ja fast kindliche Gemütsart eines Mannes, der die Natur liebte, die Tiere und die einfachen Menschen, der sich anspruchslos und dankbar auch am Geringfügigsten freuen konnte, und den alle gern hatten, die ihn wirklich kannten und sich nicht an einzelnen Rauhheiten, Ecken und Kanten seines Charakters stießen.

Rudolf Löns sagt von seinem Bruder: „Im Gemüt war Hermann ein Kind sein ganzes Leben lang" (a. a. O. S. 38). Und Erich Griebel führt in seinem leider in etwas sprunghaftem Plauderstil geschriebenen Büchlein: „Hermann Löns der niederdeutsche Dichter und Wanderer" (Naturschutzverlag,

Berlin-Lichterfelde) im Anschluß an ein Urteil von Bernhard Flemes aus: „In der ganzen Wesensart des Dichters ist tatsächlich etwas Knabenhaft-Zartes, vielleicht etwas Jungenhaftes gewesen. Wenn man in seine persönlichsten Mitteilungen, in seine Briefe hineinschaut, dann glaubt man oft, daß neben aller männlichen Robustheit . . . oft ein jungenhaft erstaunter Blauaugenblick auflebt. Diese Seite seines Wesens scheint mir bisher zu wenig beachtet zu sein. Ich sehe hier tatsächlich einen Zentralpunkt, von dem man ausgehen muß, wenn man so manches andere verstehen will" (a. a. O. S. 167). Das ist ganz richtig gesehen, wenngleich der Ausdruck Zentralpunkt wohl zu hoch gegriffen ist. Aber es ist ein wichtiger Punkt neben andern. Jedenfalls betonen diese Urteile, die sich, wie ersichtlich, auf den älteren Hermann Löns beziehen, mit Recht, daß tatsächlich eine kindlich-jungenhafte Seite seinem Charakter dauernd eigen gewesen ist. Auch hierin war er ein Besonderer, ein Eigener. L. Treu urteilt zusammenfassend in seiner kleinen Skizze über seine Jugend- und Studentenzeit: „Ja, er war, wie Kolbe (Kustos am Naturhistorischen Museum in Berlin) schreibt, ein Einzelner unter Hunderttausenden, und darum in seinem Wesen nur von wenigen begriffen, die aber, wenn sie ihn in seiner hohen Genialität erkannten, ihm näher traten und seine prachtvollen Charaktereigenschaften, seine unwandelbare Freundesliebe und seinen Mut schätzten."

Von Ostern 1887 an studierte Hermann Löns in Greifswald Medizin. „Hier stürzte er sich ganz los und ledig der beengenden Fessel des Elternhauses, in den vollen Strudel des Studentenlebens. Seine schlanke, bei immer schnellem Schritt elastisch wiegende Gestalt fiel auf durch eine Kleidung,

die nach dem damaligen Geschmack als überwunden galt. Seine Anzüge saßen wie Trikot; den Rock trug er stets zugeknöpft. In der Hand trug er immer einen ziemlich dicken Stock mit Silberknopf, ohne je damit die Erde zu berühren. Die rosafarbene Zimbernmütze gab die hohe Stirn frei und saß auf dem Hinterkopfe. Man sah es ihm an, mit dem ist nicht zu spaßen. Seine Miene war immer ernst, fast ein wenig müde und blasiert. Seine erhebliche geistige Überlegenheit hatte ihn schon früh zum Menschenverächter gemacht. Sein Gesicht lief nach unten spitz zu, ein kurzes, nach oben gedrehtes Schnurrbärtchen unterstrich die Schärfe des Ausdruckes." So schildert ihn sein Leibfuchs Thomas Hübbe. Durch ständige Kontrahagen kam er in den Ruf der Rauhbeinigkeit. „Hatte Löns mal wieder gefochten und roch er kilometerweit nach Jodoform, dann ging er mit Vorliebe auf Mädelpürsche, und kein Tanzboden war vor ihm sicher. Da gab es dann immer Eifersüchteleien — also willkommene Gelegenheit zu neuen Kontrahagen." „So wie Löns als Greifswalder Student war, ist er — mutatis mutandis — sein Lebelang geblieben: rauhbeinig und rücksichtslos gegen Leute, die ihm zuwider waren, treu und hilfreich bis zur Aufopferung gegen seine Freunde und Kameraden, ein Feind aller Mittelmäßigkeit."

Wegen einer geringfügigen Sache (er hatte sich 25 Mark geliehen, konnte aber sein Ehrenwort, sie bis zu einem bestimmten Tage zurückzuzahlen, nicht halten) wurde er aus der Cimbria ausgeschlossen. Dieser Schlag traf ihn hart*). Nach den Herbstferien 1888 kehrte er nicht nach Greifswald zurück,

*) Anm.: Löns erhielt später das Band seiner Verbindung wieder zurück, was ihn sehr gefreut haben soll.

sondern bezog die Universität Göttingen, wo er sein lustiges Studentenleben fortsetzte. Darüber „versiebte" er sein Physikum, und sein immer gespanntes Verhältnis zu seinem Vater wurde zum völligen Bruch. Das Elternhaus blieb ihm längere Zeit verschlossen, und er mußte bei Apffelstaedts Mutter Unterkunft suchen. Die drei folgenden Semester studierte er dann wieder an der Akademie in Münster. In den Listen wurde er, da es eine medizinische Fakultät nicht gab, als stud. math. geführt. Er setzte aber hauptsächlich seine zoologischen Studien fort und dachte an eine Stellung als Kustos an einem Museum oder Angestellter an einer zoologischen Station in den Kolonien.

Einen ihm nahestehenden Freund hatte er in Münster in dem Maler Fritz Grothemeyer gefunden, dem wir eine Handschrift seiner Jugenddichtungen verdanken (1884—1890).

Aus der Greifswalder Zeit stammen manche in der Sammlung „Junglaub" enthaltenen Dichtungen. Er beschäftigte sich damals viel mit Zola, Dostojewski, Turgenjew, Ibsen, Strindberg, Karl Bleibtreu, den Gebrüdern Hart, M. G. Conrad u. a., die er teilweise schon von Münster her kannte.

Das Göttinger Semester blieb literarisch unfruchtbar. Doch ist vielleicht das bekannte Volkslied „Auf der Lüneburger Heide" auf diese Zeit zurückzuführen. Die folgenden Jahre in Münster bringen wieder allerlei Liebeslyrik. In dem Grothemeyerschen Heft sind allein von Dezember 1889 bis Oktober 1890 siebzig Gedichte eingetragen, in denen sich die literarischen Strömungen der Zeit deutlich widerspiegeln: Nietzsche-Ideen, revolutionäre Stimmungen, impressionistische Skizzen, unverhüllte Erotik, Materialismus und Pessimismus.

Man hat den Eindruck, daß Hermann Löns in dieser Zeit unter den Wirkungen seiner ergebnislosen Studienjahre, dem väterlichen Zorn und allerlei fremdartigem Einfluß etwas aus dem Geleise gekommen war. Hinter sich sieht er die letzten zweck- und ziellos verbrachten Studentenjahre und vor sich eine völlig ungewisse, aussichtslose Zukunft.

Doch seine kräftige Natur rang sich wieder durch. Er schüttelte, wie schon weiter oben angedeutet wurde, den damals modernen Naturalismus, dem er eine Zeitlang gehuldigt hatte, gründlich ab. Den ersten Anstoß gab wohl dazu der Roman „Die Sozialisten" von Peter Hille. Er bezeichnet selbst später in einem Aufsatz über Hille dieses Buch als eine „Offenbarung und einen Handweiser an einem längst geahnten Wege zu einer künstlerischen Erkenntnis". Außerdem nennt er Goethe, Keller, Grillparzer und Hebbel als seine Führer, und im Jahre 1905 gibt er in seinem Aufsatz „Der Gorkikult" seiner endgültigen Absage an den schrankenlosen Naturalismus leidenschaftlichen Ausdruck. „Eine Novelle von Gottfried Keller, ein Gedicht von Goethe, ein kleines Lied von Eichendorff oder Storm ist mehr wert als alles, was Gorki schrieb, schreibt und schreiben wird."

Man wird also die oben gekennzeichnete Münstersche Zeit nur als eine Episode beurteilen dürfen, die natürlich nicht aus dem Leben und der Charakterentwicklung des Dichters gestrichen, aber auch nicht entscheidend gewertet werden darf, da ihr keine entscheidende Bedeutung zukommt. Auf eine eingehende charakterologische Auswertung kann daher verzichtet werden. Charakterologisch wichtig ist nicht das vorübergehende Bild, das diese Jahre von dem Dichter ergeben, sondern nur die Tatsache, daß er diese Periode durchlebte und — überwand.

IV. Der Mensch*).

Wir haben bisher aus Zweckmäßigkeitsgründen das Charakterbild von Hermann Löns in einen historischen Rahmen eingestellt, obwohl es uns natürlich keineswegs um seine Biographie zu tun ist. Wir wollen aber jetzt das Bild aus diesem Rahmen herausnehmen und uns der Persönlichkeit des Dichters und seiner körperlichen und seelischen Wesensart im einzelnen zuwenden.

---

*) In diesem Abschnitt wurden wir durch die Quellen, in denen naturgemäß verschiedene Sachverhalte neben einander in wechselnder Reihenfolge und in verschiedenem Zusammenhang besprochen werden, behindert, den beabsichtigten Aufbau streng durchzuführen. Wir konnten Vorwegnahmen einerseits und Wiederholungen andererseits nicht ganz vermeiden und fügen daher zur besseren sachlichen Ordnung des Stoffes eine Übersicht bei:

1. Körperformen und Gesichtsausdruck (S. 53—63).
2. Ausdrucksformen [Handschrift, Sprechweise] (S. 63—65).
3. Gewohnheiten und Geschmacksrichtung (Schlaf S. 65 ff.; Essen und Trinken S. 67 ff., 78 f.; Kleidung S. 79 f.; Musik und Tanz S. 65, 87; Schönheitsbedürfnis S. 86—89).
4. Sexualität und Ehe (S. 68—74, 101).
5. Gemütsverfassung [Reizbarkeit, Schwermutsanwandlungen] (S. 66 ff., 75—85).
6. Verhältnis zu anderen (z. Vater S. 74 f.; Güte — Jähzorn, Kindlichkeit, Anspruchslosigkeit — Grobheit, Gewalttätigkeit S. 82 ff., 86 ff.; Geselligkeitstrieb — Hang zur Einsamkeit S. 84 f.; Heimweh S. 98 ff.).
7. Weltanschauung und Religiosität [Todesproblem, Verhältnis zur Natur, Lebensnot] (S. 89—99).
8. Vorherrschende Interessen und Ziele (S. 98, 102).
9. Zusammenfassung (S. 99—101).

Auch in dem bisherigen Zusammenhang ließ es sich natürlich nicht vermeiden, schon da und dort auf diese Punkte einzugehen. Jetzt handelt es sich um eine vollständigere und mehr systematische Zusammenfassung und Ergänzung des Gesagten.

Die Gestalt und das Aussehen des Dichters wurde schon wiederholt gekennzeichnet. Übereinstimmend wird seine Figur als knapp mittelgroß, schlank und sehnig beschrieben. Er war sehr beweglich, pflegte schnell zu gehen und hatte einen leichten, federnden Gang. Die Hände waren kräftig und fest. Eine adlige Dame nannte seine Hand aristokratisch. Die Hautfarbe war hell, wenn nicht — was wohl im Sommer die Regel war — Gesicht und Hände braun gebrannt waren von Luft und Sonne. Die Haare waren hellblond. Der in jungen Jahren üppige, lockige Haarwuchs wich im letzten Jahrzehnt einer immer mehr zunehmenden Glatze. Der Kopf erschien im Verhältnis zu dem fast schmächtig zu nennenden Körper groß, und im Gesicht dominierten wieder die großen blauen Augen und die lange schmale Nase. Die untere Gesichtspartie war zusammengedrückt, das Kinn spitz, die Stirn hoch und das Schädeldach stark gewölbt. Die Ohren waren ziemlich groß und ein wenig abstehend. Den energischen Mund hielt er fest geschlossen, oft erschien er ganz schmal. Hermann Löns trug in jüngeren Jahren einen nach oben gedrehten, später kurz geschnittenen Schnurrbart. Ein Bild aus dem Jahre 1912 zeigt ihn ganz bartlos. Sein Gesichtsausdruck war meist ernst, die Augen blickten oft träumerisch und verloren wie in weite Ferne. Nur dann und wann huschte ein leichtes Lächeln um seine Züge; aber wenn er von Dingen sprach, die ihn interessierten, wurde sein Gesichtsausdruck plötzlich lebhaft, und

seine Augen leuchteten. Sein ganzes Äußere, namentlich sein Gesicht, fiel sofort auf. Er machte den Eindruck eines besonderen Menschen. Man sah ihm eine überlegene Intelligenz an. In seinen jungen Jahren erschien er meist zurückhaltend und bescheiden, ja oft hilflos und unsicher. Später verlor sich das mehr und mehr, und er machte eher den Eindruck eines sehr energischen, selbstbewußten, ja eines herrischen Menschen. Sein Wesen konnte sogar etwas Herausforderndes haben, obwohl zu Zeiten auch wieder seine natürliche Güte, seine Anspruchslosigkeit und Schlichtheit zum Vorschein kamen.

Wir wollen noch einige kurze, aber besonders kennzeichnende Schilderungen seines Äußeren beifügen, wie sie von Männern und Freunden, die ihm nahe standen, entworfen werden. Max Apffelstaedt schreibt: „Ein hagerer Mensch mit großem Schädeldach und mächtiger Nase in dem schmalen und besonders in der Kinnpartie zusammengedrückten Gesicht stand schüchtern vor mir und schaute mich mit seinen stahlblauen, überirdischen großen Augen hilfesuchend an." Ein anderer Bekannter, Redakteur Max A. Tönjes vom Hannoverschen Tageblatt gibt, folgende Schilderung: „Es war ein imponierender Eindruck, den der damals in der Fülle der Kraft und Jahre stehende Hermann Löns auf den jungen Architekturstudenten machte. Die stark gewölbte Schädelform, die nichts mehr von einstiger, auf älteren Bildern zu sehender Lockenpracht hatte, die scharf ausgeprägte, große, das ganze Gesicht beherrschende Nase, die sich zum Kinn stark verjüngende Gesichtsform, die auffallend flachen Wangen, die von zahlreichen Schmissen geziert waren, dazu die schmalen Lippen, ein lebhaftes Mienenspiel und eine sich beinahe überstürzende Redeweise mit spitz herausgestellten Pointen, das

alles war geeignet, den Eindruck einer nicht alltäglichen Persönlichkeit hervorzurufen."

Diese eingehende und treffende Kennzeichnung des äußeren Aussehens und des Eindruckes der Persönlichkeit des Dichters wird ergänzt durch eine vortreffliche Skizze von Bernhard Flemes: „Löns war zierlich, elegant, beweglich, mit selbständigem Geschmack gekleidet, im Frack und Tennisanzug gleich sicher wie im Lodenrock . . . Die blauen Jägeraugen und die luftgebräunte Haut sagten genug (über den Jäger und Heidewanderer). Aber auch Stirn, Nase, Schädelform, Hände, Gang, kurz sein gesamtes Körperliches war seiner Innerlichkeit konform, war ein Ganzes und Eigenes. Journalist, Forscher und Poet, Jäger, Bauer, Stadtmensch, kultivierter Ästhet und rauher Wildling einen sich in einem Organismus, der Respekt und Sympathie forderte."

Traugott Pilf, der Hermann Löns 1912 mehrere Monate in seinem Hause beherbergte, beschreibt ihn in seinem Buche: „Hermann Löns, der Dichter" (Diederichs, Jena) mit nachstehenden Worten: „Seine Gestalt war kaum mittelgroß; er war schlank und zierlich gebaut, aber seine Muskeln waren zähe und stark. Er war stets darauf bedacht, hager und beweglich zu bleiben, und alles Klobige, Plumpe und Fette bei Männern und besonders bei Frauen mochte er durchaus nicht leiden; sein lebhafter Schönheitssinn wendete sich dagegen. Er war hellblond und von hellfarbiger Haut, und von den Dunklen hielt er nicht viel." (Dies wird auch durch eigene, zum Teil sehr drastische Äußerungen von Hermann Löns bestätigt.)

Eine ganz ausgezeichnete Schilderung gibt Traugott Pilf von dem Gesichtsausdruck und dem Mienenspiel des

Dichters: „Hermann Löns hatte innerlich und äußerlich viel mehr Gesichter als nur zwei oder gar nur eins. Ich habe bei ihm äußerlich mindestens dreißig verschiedene Gesichter gesehen. Alles, was er war, dachte, bildete, wollte, das gab sein Gesicht wieder. Einmal sah er mit seinem hageren, schmalen scharfgeschnittenen niederdeutschen Gesichte aus wie ein alter Heideschäfer, nach fünf Minuten glaubte man bestimmt das Gesicht eines fröhlichen Jungen zu schauen. Nach zehn Minuten sah er mit seiner großen, scharfen Nase aus wie ein deutscher Kaiser aus dem Mittelalter, dann wieder wie ein uralter sächsischer Bauer und plötzlich wieder wie ein ganz junger Bauer; mit einem Male war er ein wilder Reiteranführer oder ein mißgelaunter Ansiedler, der über ein verhageltes Feld geht. So ging das hin und her in ewigem Wechsel. Wer aber das Glück gehabt hat, tiefer in seine Augen zu sehen, in diese dunkelblauen rätselhaften, scharfen und harten, sanften und warmen, leuchtenden und mattglänzenden, der kann das nie wieder vergessen."

Gewiß ist das die liebevolle Schilderung eines Freundes. Aber, wenn man auch manches abziehen wollte, aus der Luft gegriffen ist sie sicher nicht. So war Hermann Löns in allen Farben schillernd und wechselnd und doch immer er selbst. Denn in ihm lebten viele Gestalten!

Die erste Frau von Hermann Löns, Elisabeth Erbeck, sagt in ihrem kleinen Buch: „Meine Erinnerungen an Hermann Löns" (Gebr. Lensing, Dortmund): „Auf einer überschlanken, stolzen Figur saß ein prachtvoller scharf geschnittener Kopf. Leuchtende blaue Augen musterten mich scheinbar ebenso überrascht wie ich den Fremden, an dessen vielen Schmissen, die das ganze Gesicht bedeckten, ich den ehemaligen deutschen

Studenten erkannte" (S. 9). Seiner Frau war es schon bei ihrem ersten Zusammentreffen aufgefallen, daß „nie ein Lächeln über seine Züge ging . . . nur seine wundervollen Augen veränderten oft den Ausdruck". Weiter gibt sie an, daß er eine hohe Stirn, leuchtende, blaue Augen und einen energischen Mund gehabt habe, der oft ganz schmal werden konnte. Eine alte Frau, erzählt sie, habe geäußert, man könne sich vor seinem „eisernen Gesicht" fürchten; gelacht habe er wohl noch nie.

Hanna Fueß, eine Kusine seiner zweiten Frau, hat unter dem Pseudonym Swaantje Swantenius ein Büchlein „Hermann Löns und die Swaantje" (Deutsche Landbuchhandlung, Berlin) herausgegeben, in dem es (S. 17) heißt: „schlank und rank und sehnig, eher klein als groß . . . den Lodenhut über dem schmalen rassigen Gesicht, das ebenso wie die ruhigen, festen Hände braun von Luft und Sonne war" . . . „mit seinem elastischen, raschen Schritt, der so im Gegensatz zu seinem ruhigen Gesicht und den stetigen Bewegungen seines Körpers stand" (S. 23) . . . „mit todernster Miene konnte Hermann ihr die drolligsten Geschichten erzählen oder die tollsten Späße aushecken" (S. 26).

Sehr eindrucksvoll wird Hermann Löns nach Körperbeschaffenheit und seelischer Eigenart von seinem Bruder Rudolf geschildert (a. a. O. S. 51f.): „Das Gesicht war übermäßig hager, hart und streng, sein Körperbau sonst aber, wenn auch stärker und größer, doch in ähnlich zierlichem Ebenmaß wie beim Vater, mit Ausnahme der dem Kopf entsprechenden kraftvollen Hände. So bildete er keineswegs eine ausgeglichene Erscheinung, sondern der Kopf herrschte so stark vor, daß er den Blick fast ganz auf sich zwang. Mir scheint, daß

sein geistiges Bild ganz dem körperlichen entsprach. Hirn und Auge, Verstand und Empfindung herrschten vor; die Tatkraft konnte ihnen nicht folgen, es fehlte das Gleichmaß. Allen voran aber stand die Empfindung der Sinne; Auge, Ohr und auch Nase waren besonders gut ausgebildet. Aber das Herz war zu weich."

Es sind viele Bilder von Hermann Löns vorhanden, an denen wir die Angaben seiner Freunde über sein Aussehen bestätigt sehen können. Wir finden sie zerstreut in den vielen Büchern über Hermann Löns (s. Anhang). Einige sind auch als Kunstblätter herausgegeben. Besonders gut erscheint mir das Bildnis von Wilhelm Kricheldorff, Celle, in Halbprofil (jetzt im Provinzialmuseum in Hannover, wiedergegeben z. B. in Traugott Pilf, „Hermann Löns der Dichter"), ebenso ein Bild von demselben Künstler, das das Gesicht von vorn zeigt (wiedergegeben in dem Büchlein von Swaantje Swantenius). Am bekanntesten und beliebtesten aber ist wohl die Aufnahme von F. Wellhausen in Hannover aus dem Jahre 1908, die Hermann Löns als Jäger darstellt, mit schief auf dem Kopf sitzenden Filzhut, den Drilling über der linken Schulter und das Jagdglas um den Hals.

Wenn wir uns die Rassekennzeichen in der „Rassenkunde des deutschen Volkes" von Hans Günther ansehen, so müssen wir Hermann Löns nach seiner Schädelbildung wohl durchaus der nordischen Rasse zuschreiben, was ja auch seiner Abstammung, soweit sie feststellbar ist, entsprechen würde. Auch die sonstigen Rasseeigentümlichkeiten der nordischen Rasse, wie Günther sie angibt, würden einigermaßen auf Hermann Löns passen. Auf weitere Einzelheiten wollen wir uns hier nicht einlassen, zumal die ganze Rassenlehre noch

sehr umstritten ist, und charakterologisch kaum wesentliche Ergebnisse dadurch gewonnen werden können.

Wertvoller dürfte es sein, Beziehungen zwischen Körperbau und Charakter nach den Gesichtspunkten aufzusuchen, die Ernst Kretschmer in seinem Buche „Körperbau und Charakter" (Springer, Berlin) aufgestellt hat.

Kretschmer unterscheidet bekanntlich drei Haupttypen, den asthenischen, den athletischen und den pyknischen. Die sehnig-schlanke Figur, wie sie Hermann Löns besaß, würde wohl einer Mischung des asthenischen mit dem athletischen Typ zuzuweisen sein.

Und wenn Kretschmer herausgefunden hat, daß zwischen dem asthenischen und athletischen Körperbau einerseits und dem schizothymen Charakter andererseits eine „Affinität" bestehe, so würde das auch für Hermann Löns durchaus zutreffen. Denn zweifellos besaß er eine schizothyme seelische Konstitution im Sinne Kretschmers. Auf die gegensätzliche, „gespaltene" Seelenbeschaffenheit des Dichters wurde oben schon hingewiesen und kommen wir noch wiederholt zurück.

Weniger stimmt nun freilich der künstlerische Sondercharakter mit der Kretschmerschen Typenaufstellung überein. Kretschmer glaubt dem schizothymen Typ in der Hauptsache Pathetiker, Romantiker und Stilkünstler zuweisen zu sollen (wie Schiller, Körner, Hölderlin), bei denen die Gegensätze von Pathos und Schwärmerei, Heroischem und Idyllischem im Vordergrunde stehen, während die „Mittellage", das ruhig behagliche Geschehenlassen und Genießen, fehlen. Ferner soll bei dem vorhandenen Kontrast von Ich und Außenwelt das Lyrisch-Dramatische überwiegen; und die Erzählungen schizothymer Charaktere sollen nicht gegenständlich, sondern lyrisch,

problematisch, pathetisch geartet sein. Bei der Form der Darstellung soll sich die Gegensätzlichkeit im feinsten Stilgefühl einerseits, saloppen, grellen, zynischen Formen andererseits zeigen. Endlich soll beim Durchschnitt schizothymer Dichter das Künstlerische mehr im Akustischen, Sprachlichen, Musikalischen liegen (nicht im Optischen, in plastischer Bildkraft und der Kombination malerischer und dichterischer Anlagen wie beim zyklothymen Künstlercharakter).

Wenn wir diese Maßstäbe an Hermann Löns anlegen, so ergibt sich ein sehr widerspruchsvolles Bild. Teilweise stimmen die für den schizothymen Dichter von Kretschmer angegebenen Eigenschaften bei Hermann Löns, teilweise trifft aber auch das gerade Gegenteil zu. Wenn wir uns nämlich nunmehr die Charakteristika des zyklothymen Künstlercharakters nach den Angaben von Kretschmer vergegenwärtigen: Realismus, Humor, schlichte Menschlichkeit und Natürlichkeit, treuherzige Ehrlichkeit, Lebensbejahung, Menschenliebe, gesunder Menschenverstand, befreiendes Lachen, befreiender Zorn, Vorliebe für das Epische, Überwiegen des Stofftriebs über den Formtrieb, farbige, reiche, gemütswarme Schilderung im einzelnen usw., so kommt man tatsächlich in Verlegenheit, für welchen Typ man sich bei Hermann Löns entscheiden soll.

Natürlich rechnet Kretschmer auch mit Grenztypen, Varianten und Übergängen. Dahin versetzt er z. B. die Geistreichen, Sarkastischen, Ironischen wie Heine, Voltaire, Nietzsche und die Sentimentalischen und Reflektierenden, wie Claudius, Jean Paul, Raabe. Auch die „Naturalisten" mit ihrer leidenschaftlichen Spannung, ihren grellen Antithesen, ihrer deutlichen Tendenz und ihrer starken Subjektivität weist er hierher (Zola, Ibsen, Tolstoi, Strindberg, Hauptmann).

Aber auch alle Mischformen dieser Art lassen sich nicht ohne weiteres an Hermann Löns feststellen, obwohl gewiß da und dort Anklänge vorhanden sind.

Man könnte den künstlerischen Charakter der Lönsschen Dichtung etwa als Realismus mit romantisch-volkstümlichem Einschlag und vorwiegend lyrisch-epischer Einstellung kennzeichnen, ohne damit freilich alle wesentlichen Züge genannt zu haben. Den Naturalismus im eigentlichen Sinn hat er zwar als Episode erlebt, dann aber, wie wir schon sahen, schroff abgelehnt. Rein stofflich betrachtet, könnte man seine Werke aber auch dem Naturalismus zurechnen. Die Frage, ob bei Hermann Löns das Stoffliche oder die Form überwiegt, ist schwierig zu beantworten, wenn es auch wohl keinem Zweifel unterliegen kann, daß bei ihm das Optische weitaus den Vorrang vor dem Akustischen hatte (vgl. Deimann in: „Ostdeutsche Monatshefte", 6. Jahrg., Heft 8, S. 830). Welchem Typ sollen wir ihn also zuweisen? Es würde nur eine Mischform in Betracht kommen. Dann aber würde sich ergeben, daß Hermann Löns nach seinem allgemein menschlichen Charakter als ganz überwiegend schizothym, nach seinem künstlerischen Charakter aber als gemischt schizothym und zyklothym zu bezeichnen wäre. Ist das angängig? Vielleicht würde Kretschmer diese Möglichkeit zulassen. Ich weiß es nicht. So recht befriedigend will es mir nicht erscheinen. Die dreifache Typengliederung, wie Kretschmer sie vornimmt, leuchtet zwar nach ihrer allgemein menschlichen Seite hin ein und zeigt eine gute Übereinstimmung von Körperform und Charakter. Aber in ihrer Anwendung auf die künstlerischen Charaktere scheint die Rechnung nicht ganz aufzugehen. Es dürfte überhaupt kaum möglich sein, die künstlerischen Charak-

tere in allen ihren Einzelbeziehungen (vgl. die oben angedeuteten Einteilungen Kretschmers) restlos und eindeutig zu typisieren, weil sie ihrer Natur nach jeder Schematisierung widerstreben.

Trotzdem hat Kretschmer mit seiner Deutung der allgemeinen Körperformen auch für die Charakterologie einen wertvollen Beitrag geliefert, hauptsächlich deshalb, weil er sich nicht an Einzelheiten klammert, sondern den Gesamttyp ins Auge faßt. Dasselbe gilt insbesondere auch von seiner Deutung der Kopfformen, wenn er nicht, wie das sonst üblich war, allein den Hirnschädel in Betracht zieht, sondern den gesamten Gesichtsschädel. Er meint, daß dieser am wenigsten „sekundären Formentstellungen" ausgesetzt sei und bezeichnet das Gesicht als „die Visitenkarte der individuellen Gesamtkonstitution". Vorausgesetzt also, daß die anatomische Struktur des Gesichts tatsächlich „ein wichtiger Index für den seelischen Habitus" und von ähnlicher Wichtigkeit wie die mimische Innervation ist, wird man auch in dem Gesichtsbau von Hermann Löns vieles bestätigt finden, was uns auch sonst die charakterologische Erforschung seiner Wesensart gelehrt hat; bzw. wird man ähnliche Schlußfolgerungen aus seinem Gesichtsbau herauslesen können. Formen und Ausdruck seines Gesichts lassen von vornherein eine besonders eigenartige, bedeutende Persönlichkeit vermuten und scheinen Scharfsinn, Energie, aber auch verhaltene Leidenschaftlichkeit und herrisches Wesen zu verraten. Aus dem Ausdruck der Augen blickt uns die Fähigkeit zu klarem, fernsichtigem Schauen, der Hang zu träumerischem Grübeln, aber auch unverkennbare Güte entgegen.

Die Handschrift von Hermann Löns, um auch diese kurz zu erwähnen, macht, wenn er sich einigermaßen Zeit ließ,

einen sauberen, klaren, gefälligen Eindruck, verrät aber meist den Charakter des Hastigen. Er muß offenbar für gewöhnlich sehr schnell geschrieben haben. Einzelne Worte, z. B. seine Unterschriften auf Postkarten, sind dann kaum leserlich. Er schrieb immer mit deutschen Buchstaben, auch seinen Namen. Die einzelnen Buchstaben erscheinen in Haar- und Grundstrich von ziemlich gleicher Stärke, ohne merklichen Druckunterschied. Das hastige Schreiben stimmt auch zu seiner ungewöhnlich raschen Art, geistig zu schaffen. Es wird erzählt, daß er manchmal auf einem Sitz zahlreiche Blätter in fliegender Eile vollschrieb und ein Blatt nach dem andern auf den Fußboden gleiten ließ.

Charakteristischer noch als seine Schrift war seine Sprechweise. Hermann Löns hatte beim Sprechen einen gleichförmigen, man möchte sagen gleichgültigen Ton, sogar beim Vorlesen seiner Dichtungen. Der Klang der Stimme war oft geradezu leise. Die Swaantje erzählt: „Hermann las dann meistens sein Lieblingskapitel, den Sturm der Schweden auf die Wallburg, rasch, eintönig, halblaut, einen kurzen, abgebrauchten Bleistift in der Hand, mit dem er in seiner hastigen Art während des Lesens änderte und strich“ (a. a. O. S. 74). Auch Traugott Pilf erwähnt die „eintönige, tiefe, klingende Stimme“ des vorlesenden Dichters (a. a. O. S. 73) und sagt an einer andern Stelle: „Seine Stimme war hart und weich, hell und tief, hochgemut und schwermütig, klar wie die Sonne und oft wie eine Nacht ohne Sterne und Mond, aber niemals laut oder lärmend.“ Eine ähnliche Mitteilung macht Lulu von Strauß und Torney, die gleichzeitig eine treffliche Charakterisierung des gesamten Menschen und Dichters enthält: „Löns war eine Freiheits- und Einsamkeitsnatur, den

freien Waldtieren verwandt, die er so gut verstand und so gern und so meisterhaft schilderte. Der Verkehr mit ihm war höchst anregend. In jeder kleinsten alltäglichen Erzählung wuchs ihm das Erschaute und Erzählte schon zu epischen Dimensionen und stilisierte sich sozusagen von selbst. Es war deshalb ein besonderer Genuß, ihn erzählen zu hören, und ein noch größerer, mit ihm durch Wald und Felder zu wandern und mit seinen Augen die Natur zu sehen. Eine Eigenschaft an ihm ist mir immer besonders sympathisch gewesen: Ich habe wenig Menschen gekannt, bei denen jede Art Pose so völlig ausgeschlossen war wie bei ihm. Wie er war, so gab er sich, und ob der Eindruck günstig oder ungünstig war, das scherte ihn nichts. Die gleichgültige nüchterne Art, wie er seine Verse vorzulesen pflegte, war kennzeichnend für diesen Mann, der sich selbst so gar nicht in Szene zu setzen verstand. Aber er hatte das auch nicht nötig, denn er war etwas Ganzes und wirkte auch so. Man brauchte nur diesen scharfgeschnittenen Kopf mit den wasserblauen, fast visionären Augen in irgendeinem größeren Kreis zu sehen, um sofort zu wissen, hier ist etwas, das über dem Durchschnitt steht!"

Hermann Löns wollte nicht auffallen, nichts Besonderes aus sich machen. Was er sagte und tat, machte den Eindruck des Selbstverständlichen. Damit hängt es auch zusammen, daß er selbst beim Erzählen der tollsten Einfälle und Schnurren immer ein todernstes Gesicht machte, obwohl er sehr lebhaft dabei sein konnte und die Worte oft nur so hervorsprudelten. Er besaß ein glänzendes Erzählertalent und liebte derbe und drastische Ausdrücke. Seine Jagdkameraden hörten ihm gern zu, und jeder wollte bei ihm sitzen. Im kleinen Kreise konnte er manchmal recht ausgelassen und übermütig sein, aber

Fremden oder solchen gegenüber, die er nicht leiden konnte, war er verschlossen und oft ganz unzugänglich. Er war eben immer durchaus ehrlich und machte „aus seinem Herzen keine Mördergrube".

Seine erste Frau, auf deren Bezeugungen diese Angaben meist zurückgehen, erzählt, daß Hermann Löns keine Begabung zum Singen gehabt habe, aber doch gern scherzhafte Lieder gesungen habe. Auch Wilhelm de Witt, ein Freund des Dichters und Musiker von Beruf, berichtet, daß er zwar „zur Musik keine besondere Einstellung" gehabt, aber doch musikalisch gewesen sei und beweist das sehr richtig durch die musikalische Sprache seiner Lieder und sogar seiner Prosatexte. Auch erzählt er, daß Hermann Löns ihm oft seine neuentstandenen Lieder vorgepfiffen oder vorgesungen habe (Wilhelm de Witt „Hermann Löns, der Dichter, der Mensch, der Freund", Leopold, Warendorf).

Beim Tanzen bevorzugte Hermann Löns derb-volkstümliche Tänze, am liebsten im engen Freundeskreise (E. Erbeck, a. a. O. S. 35). Doch nahm er, wenn er in Stimmung war, auch gern in lustiger Gesellschaft an ländlichen Volksfesten und Tanzbelustigungen teil.

Als geistig intensiv arbeitender Mensch hatte Hermann Löns viel Schlaf nötig, gönnte ihn sich aber viel zu wenig und arbeitete oft die Nächte durch; sei es im Drange der beruflichen „Fronarbeit", sei es aus freiem Triebe. Dadurch überanstrengte er sich und erlebte wiederholte Nervenzusammenbrüche. Seine Frau hatte daher die Gewohnheit, ihn in Schlaf zu lesen und erreichte dann manchmal, daß er stundenlang schlief. „Der Schlaf tat ihm immer bitter not, — der Feuergeist rieb den Körper auf."

Auch Swaantje erzählt in ihrem Büchlein von der Unruhe und Qual seiner schlaflosen Nächte, die in diesen Fällen dann aber ihre Ursache in unbefriedigter Liebessehnsucht gehabt haben sollen.

Als eine besondere Eigentümlichkeit bemerkt Elisabeth Erbeck gelegentlich, daß Hermann Löns mit weit offenen Augen unverwandt in die strahlende Sonne sehen konnte, was doch wohl ein Zeichen besonderer physischer Nervenkraft ist und eigentlich auffällig erscheint bei sonst offenbar starker Empfindlichkeit und Reizbarkeit, um nicht zu sagen Nervenschwäche. Z. B. wird mehrfach erzählt, daß Hermann Löns den Vollmond nicht ertragen konnte und dann oft schlaflose Nächte hatte. Auch konnte er, der doch sonst geradezu von der Sonne lebte, wenn er sich irgendwie krank fühlte, manchmal einen sonnigen Maitag mit viel Glanz und Duft nicht gut vertragen. Er zog dann oft die Vorhänge vor oder schloß die Fensterläden und lag „den Brägen voller Schwermut" im Zimmer auf dem Sofa. Andererseits erwähnt seine Frau, daß er ein Held war im Ertragen von Körperschmerzen und ganz ruhig blieb, als ihm einmal eine Garderobe auf den Kopf fiel, so daß der eiserne Haken in der Stirn stecken blieb und ihm das Blut über das Gesicht rieselte.

Wenn Hermann Löns froh und befriedigt aus seinem Beruf nach Hause kam, hörte seine Frau schon von der Straße her seinen ihr bekannten Pfiff. Er nahm dann immer zwei Treppenstufen auf einmal und trommelte oben an die Tür. „Geschah das alles nicht, kam er ruhig nach Hause, dann hatte er Ärger gehabt, war überarbeitet und nervös. Schnell wurde in seinem Zimmer allein gedeckt . . . Mit lautlosen Schritten wurde ihm dann das Essen gebracht, die Klingel sofort ab-

gestellt, kein Teller, kein Geschirr durfte klappern, bis er, gewöhnlich nach einer Stunde Ruhe, wieder zum Vorschein kam. Auch nach der Witterung mußten wir uns bei der Wahl des Mittagessens richten" . . . So berichtet seine Frau und fügt hinzu: „Er war Stimmungsmensch durch und durch." Ja, das war er, und zwar einer, bei dem die Stimmungen sehr jäh wechseln konnten. Seine Wesensart zeigt überall die schroffen Gegensätze des schizothymen Charakters.

Seine Stimmung konnte wechseln wie das Aprilwetter. „Einen Augenblick war er der freundlichste, fröhlichste und liebenswürdigste Mensch und schon im nächsten konnte er zum größten Griesgram und Nörgler werden" (Vorwort zu den Lönsanekdoten im Lönsgedenkbuch). Offenbar hing dieser jähe Stimmungswechsel mit seiner körperlichen und nervösen Konstitution zusammen. Oft wurden seine krankhaften Zustände durch periodisch einsetzenden, vermutlich immer irgendwie durch Stimmungsstörungen motivierten übermäßigen Alkoholgenuß gesteigert. Berufliche Überanstrengung, häufige Nachtarbeit und Konflikte in der Ehe werden dazu beigetragen haben, daß die krankhaften Erscheinungen zu Explosionen und schweren Erschütterungen führten. Dazu die Not des Dichters, dem hunderte von Stoffen das Hirn durchwühlten, ohne daß er Zeit und Muße fand, sie künstlerisch zu gestalten und seine Pläne in die Tat umzusetzen. Der unglückliche Mensch irrte dann oft in den Nächten planlos umher, landete in irgendeinem Wirtshaus, um sich im Alkohol zu betäuben. Natürlich traten dann wieder Rückwirkungen ein bis zu völliger Lethargie, Selbstmordgedanken und dem Grauen vor dem Gespenst des Wahnsinns. Und in diesem circulus vitiosus brach der Dichter zeitweise gänzlich mit den Nerven zusammen, so daß

schließlich auch Heidewanderungen und die Jagd nicht mehr den nötigen Ausgleich schufen und nur noch ein längerer Aufenthalt in einem Erholungsheim (z. B. in Stellichte und Rehburg) helfen konnte.

In solchen Schwermutsanwandlungen verließ den Dichter oft die ruhige Überlegung, und so hat er einst in einer düsteren Stunde seine wertvollste wissenschaftliche Arbeit „Die Fauna der Provinz Hannover", die schon im Manuskript druckfertig vorlag, in tausend Fetzen gerissen!

Wir sprachen oben schon von der bis etwa zum 20. Lebensjahr latent gebliebenen oder zurückgedrängten, dann aber stark hervortretenden Sexualität des Dichters. In seinen Schülerjahren waren ihm Mädchen gleichgültig. In den Studentenjahren aber schlug es ins Gegenteil um, und offenbar hat Hermann Löns in seinem ganzen späteren Leben mit einer überstarken Sexualität zu kämpfen gehabt und zeitweise schwer darunter gelitten. Seine Freunde wissen es, und seine Werke, namentlich das „Zweite Gesicht", legen davon Zeugnis ab.

Hermann Löns verteidigt gern die ländliche Bauernmoral, die in der Befriedigung geschlechtlicher Sinnlichkeit etwas rein Natürliches sieht, etwas Gesundes, Normales, Selbstverständliches. Aber für sich selbst sucht er doch noch eine andere Rechtfertigung, nämlich durch das vermeintliche Vorrecht des genialen Menschen, des Künstlers. Im „Zweiten Gesicht" ist das wiederholt sehr unverblümt ausgesprochen. Der Dichter beruft sich dabei auf ein angebliches Wort Hans von Bülows: „Die Kunst steht über der Moral." Besonders deutlich sind folgende Worte: „Künstler sollen nicht heiraten. Sie können nicht treu sein, dürfen es nicht, sollen sie sich nicht selber untreu werden. Aber heiratet man nicht, so hat man keinen Zu-

sammenhang mit dem Leben, lernt dessen tiefste Nöte nicht kennen. Wie man es auch macht, es ist immer verkehrt, und so wird das Allerverkehrteste wohl das einzig Richtige sein". — „Denn ich bin mehr wert als zehntausend andere Männer, kann deshalb auch mehr Ansprüche machen. Und das werde ich, so wahr ich Helmold Hagenrieder heiße" (das „Zweite Gesicht", Eugen Diederichs, Jena, S. 138). Jedenfalls ist es zweifellos, daß das Sexuelle im persönlichen Leben des Dichters eine besondere Rolle gespielt hat. Daher nimmt auch das Erotische in seinen Büchern und Erzählungen einen ziemlich breiten Platz ein. Besonders beachtenswert ist in dieser Hinsicht die sieben Jahre hindurch währende Sehnsucht nach „Rose-Marie", die in dem wundervollen „Abendlied" Ausdruck gefunden hat, und der Kampf Helmold Hagenrieders um Swaantje, den Hanna Fueß wirklich mit Hermann Löns erlebt haben will. Es ist hier nicht der Ort, darüber zu urteilen oder gar zu entscheiden. Im Grunde ist es auch gleichgültig, wieviel oder wiewenig Wirkliches der dichterischen Gestaltung zugrunde liegt. Zweifellos ist, daß Hermann Löns unter dem Drang nach dem Weibe und auch durch die Sehnsucht nach dem Ideal des Weibes schwer gelitten hat, und daß dieser Trieb seine dichterische Phantasie und Produktivität beeinflußt hat. Aus dem Kampf um Swaantje wollen wir nur die bezeichnenden Worte hierhersetzen: „Bedenkt ihr denn nicht, daß ich mehr bin als ein beliebiger Herr Soundso? und daß ihr, helft ihr mir, einem Manne das Leben neu schenkt, der dazu berufen ist, seinem Volke große Werte zu schaffen? . . . „Sieh doch: Du weißt, wer ich bin, daß ich meinem Volke etwas sein werde. Meinst du, es wäre so schlecht, hülfest du mir dabei?" „Du bist es unserm Volke schuldig, Swaantje,

daß du zu mir kommst; mit dir durch dich werde ich schaffen, was noch kein Mensch zuvor geleistet hat, durch dich nur kann ich Unsterbliches schaffen" . . . „Und wenn Swaantje daran zerbricht, ich will meinen Willen haben, denn ich bin zu wertvoll, als daß ich an ihr umkommen darf. Was ist sie denn? Ein schönes Mädchen aus guter Familie! Es gibt mehr solche; aber Männer wie ich kommen nicht oft vor" („Das zweite Gesicht", S. 116, 138, 150f.). Auch wenn man die wohl absichtliche und bewußte Übersteigerung des Ausdrucks abzieht, bleibt doch immer noch das übrig, worauf es uns ankommt: die Selbstrechtfertigung einer stark sinnlich betonten Männlichkeit, die im Weibe nur ein Mittel sieht und gleichzeitig eine sehr hohe Selbsteinschätzung, vielleicht Überschätzung seiner Person.

Hermann Löns' beide Ehen (mit Elisabeth Erbeck und Lisa Hausmann) endeten mit der Trennung. Ein dauerndes Familienglück war ihm nicht beschieden. Er hatte nur einen geisteskranken Sohn. Die Frau, die er brauchte — im natürlichen und geistigen Sinne — hat er wohl nicht gefunden und hätte er auch in Hanna Fueß (Swaantje) nach seinem eigenen späteren Zeugnis nicht finden können. Wenn wir hier überhaupt nach einer Schuld fragen wollen, und wir können es tun, soweit es charakterologisch wichtig ist, so wird man antworten müssen, daß die Schuld auf beiden Seiten lag. Zu einem Teil sicherlich beim Dichter selbst und seiner „unglücklichen" Veranlagung und Lebensführung — wieweit dabei auch der Teufel Alkohol, dem er seit seinen Studentenjahren periodisch immer wieder anheimfiel, mitspielt, mag unentschieden bleiben —, zu einem Teil aber auch an seinem unglücklichen Lebensschicksal: an dem nicht zum Abschluß ge-

brachten Studium, dem Bruch mit dem Vater, dem Fehlen eines befriedigenden Berufs und — seinen Frauen!

Seine erste Frau, Elisabeth Erbeck, mit der er von 1893 bis 1901 verheiratet war, gibt in ihrem schon genannten Büchlein eine wohl stark optimistisch gefärbte Schilderung ihres Ehelebens mit Hermann Löns. Trotzdem hat man den Eindruck einer möglichsten Sachlichkeit, nicht etwa den einer bewußten Beschönigung und Verschleierung. Dieser Eindruck wird noch verstärkt durch ein kürzlich erschienenes Buch: „Elisabeth Löns" von Amélie Dilzer-Sölzer (Köhler, Minden i. Westfalen). Und man wird daher — entgegen der meist ablehnenden Kritik, die das Buch gefunden hat — die Angaben der Elisabeth Erbeck berücksichtigen und mitwerten dürfen. Das Buch ist unbedeutend. Gewiß! Und die Darstellung verweilt meist bei den Äußerlichkeiten und Kleinigkeiten des täglichen Lebens. Aber gerade das ist charakterologisch wertvoll, und wir werden zu dieser nüchternen Mitteilung an sich unbedeutender und nebensächlicher Sachverhalte ein gutes Vertrauen haben dürfen. Jedenfalls mehr als zu den literarisch höherstehenden, aber offenbar stark subjektiv gefärbten und durch allzu lebhafte Phantasie und weitgehende Selbsttäuschung beeinträchtigten Schilderungen des Swaantje-Büchleins.

Elisabeth Erbeck also, die mit Löns eine glückliche Ehe geführt haben will (a. a. O. S. 57), teilt zum Beweise hierfür allerlei kleine Begebenheiten mit, Aussprüche, Briefe und Gedichte ihres Mannes, die es tatsächlich wahrscheinlich machen, daß Hermann Löns wenigstens zeitweise ein ganz zufriedener Ehemann gewesen ist. Einiges davon wurde weiter oben schon erwähnt. Hier interessiert nur, daß Hermann Löns in diesen Jahren sehr häuslich gewesen sein soll, oft Hausbesuch hatte,

aber Einladungen zu fremden Leuten meist nur mit Widerstreben folgte und sich nie (das Wort ist gesperrt gedruckt) um weibliche Wesen kümmerte. Diese Bemerkung wird nur so ganz nebenbei gemacht, so daß man wohl keine besondere Absichtlichkeit dabei vermuten darf.

Übrigens tritt auch sein Bruder Rudolf in seinem schon genannten Büchlein „Die Lönssche Art" der Auffassung entgegen, daß Hermann Löns einer haltlosen Sinnlichkeit dauernd unterworfen gewesen sei. Er schreibt: „Hermann selbst war kein Lüstling. Die Frauen flogen ihm ja zu, aber er fand auf die Dauer an keiner Gefallen. Das heiße Verlangen nach Frauenliebe, das aus vielen seiner Werke quillt, gilt immer der einen Frau, die er nirgends fand (also dem gesuchten Frauenideal!) . . . Überall in seinen späteren Werken betont er die geschlechtlichen Vorgänge geradezu gewaltsam." Die letztere Bemerkung hat zweifellos ihre große Berechtigung. Wer Hermann Löns in seiner Gesamtpersönlichkeit kennt und seine Werke nicht nur mit den Augen, sondern mit verstehendem Geiste und Herzen liest, auch zwischen den Zeilen zu lesen weiß, der gewinnt tatsächlich diesen Eindruck: Er war eine stark sinnlich veranlagte Natur und erlag zuzeiten dieser Sinnlichkeit. Aber er kämpfte auch ehrlich mit ihr und blieb wohl auch periodenweise Sieger. Und als Dichter und Schriftsteller entledigte er sich dieser Kämpfe und Niederlagen, indem er sich selbst eine Maske vorband und seine Schwäche bewußt und absichtlich aufs höchste steigerte und übertrieb.

Seine große Sehnsucht nach einer „stillumfriedeten Häuslichkeit", einer „sanften, gütigen Frau" und einem halben Dutzend lieber gesunder Kinder spricht gelegentlich in geradezu rührender Weise aus seinen Briefen, die er nach dem Zu-

sammenbruch auch der zweiten Ehe aus freiwilliger Verbannung an seine Freunde schrieb. Er war auch in dieser Hinsicht nach seinem eigenen Ausdruck ein „Sehnsuchtsmensch", der keine Erfüllung fand.

Von seiner zweiten noch lebenden Frau (geb. Lisa Hausmann) sind keine näheren Mitteilungen öffentlich bekanntgeworden. Wir bleiben einstweilen auf das dichterische Gegenbild dieser Frau („Grete" im „Zweiten Gesicht") angewiesen. Da dies aber eine literarische Gestalt ist, läßt sich daraus für die Charakterologie des Menschen Hermann Löns weniger gewinnen als für die des Dichters. Doch davon später. Hier sei nur noch angemerkt, daß der eigentliche Scheidungsgrund für die erste Ehe wohl die dauernde Kränklichkeit und Kinderlosigkeit der Frau war. Sie hatte fünfmal eine Fehlgeburt! Die zweite Ehe (1902—1911) scheint, von außen betrachtet, zu Anfang nicht unglücklich gewesen zu sein. Nach vier Jahren wurde der geistesschwache Sohn Dettmar geboren. Dann brach die Ehe immer mehr zusammen. Andere, z. B. seine Brüder, die der zweiten Frau meist ablehnend gegenüberstanden, sahen das Verhängnis schon viel früher kommen, als es wirklich eintrat. Aus dem „Zweiten Gesicht" wollen wir nur den Satz hierhersetzen: „Grete und ich, wir haben uns heiß geliebt. Das ist vorbei. Sie ist zu sehr selbsteigene Persönlichkeit, um in mir aufgehen zu können. Alles in ihr wehrt sich gegen mich, darum macht sie mir so oft oder eigentlich immer Opposition. Das kann ich nicht vertragen. Denn ich bin eine Herrennatur und will keinen Widerspruch, von meinem Lebensgefährten wenigstens nicht." Auch die „Swaantje-Chose" (Ausdruck von Löns selbst), also das eigentümliche Verhältnis zu der Kusine seiner Frau, Hanna Fueß, mag mit-

gewirkt haben, war aber (wieder nach Hermann Löns' eigenem Ausspruch) wohl nur eine „Episode", die den Dichter länger beschäftigte als den Menschen. Der Bruder Rudolf urteilt: „Jedenfalls hat er auch das Unglück seiner zweiten Ehe tapfer genug getragen. Denn das Unglück war die Ehe selbst, nicht ihr endlicher Bruch, den ich viel früher vorausah und auch gewünscht hätte. Aber er war zäh und ergab sich nicht so leicht. Darum mußte es bei ihm immer erst zum Äußersten kommen, ehe er sich den unwiderleglichen Tatsachen unterwarf und einen Strich unter einen falschen Lebenstraum machte" (a. a. O. S. 75). Im Jahre 1911 endete auch die zweite Ehe, und es folgte nun ein schlimmes Jahr, in dem der Dichter sich unstet, hauptsächlich in Österreich und in der Schweiz, umhertrieb und auch für seine nächsten Freunde verschollen war. In dieser Zeit war er körperlich und seelisch ganz zusammengebrochen.

Charakterologisch bedeutsam ist bei dem Verhältnis, in dem Hermann Löns zu den Menschen seiner Umgebung stand, das Gegensätzliche, Unstete, oft jäh Wechselnde. Wir finden dasselbe Bild in seinem Elternhause, in seiner Ehe und vielfach im weiteren Freundeskreise: „Himmelhochjauchzend — zum Tode betrübt"; bescheiden, gütig, Anschluß suchend — kalt, herrisch, rücksichtslos, schroff ablehnend!

Von seinem schlechten Verhältnis zu seinem Vater (im Gegensatz zu dem guten Einvernehmen mit seiner Mutter) war schon die Rede. Bezeichnend für seine Reizbarkeit ist der oft ganz äußerliche Anlaß. So kam es häufig zu einem Zerwürfnis, weil der Vater die üble Angewohnheit hatte, beim Essen die Suppe hörbar zu schlürfen. Hermann Löns konnte dann oft seinen Widerwillen nicht bezähmen, und es kam

schließlich dahin, daß er eine Zeitlang nicht mehr am Mittagessen teilnahm (Rudolf Löns, a. a. O. S. 53). Die Schuld an dem endgültigen Bruch zwischen dem Vater und seinen Söhnen (nicht nur mit Hermann) schiebt Rudolf Löns auf die falsche Erziehung durch den Vater, seine sprunghaften Launen und seine ebenso harten wie törichten und oft geradezu albernen Maßnahmen, die den Widerspruch und den Trotz der Söhne herausforderten (Rudolf Löns, a. a. O. S. 46 ff.). Auch Friedrich Castelle urteilt ähnlich, meint freilich, daß das Zerwürfnis auch in dem Drange des Dichters wurzelt, frei zu werden für seine künstlerische Entwicklung (Hermann Löns und seine Heide, S. 44).

Schließlich darf man aber auch an den Nachtseiten seiner seelischen Veranlagung nicht vorübergehen, die, Dämonen gleich, immer im Hintergrunde seines Wesens lauerten, um bei irgendwelchen besonderen Anlässen, Störungen, Reizungen, Verstimmungen, Konflikten plötzlich und unwiderstehlich hervorzubrechen wie eine furchtbare Krankheit.

Das erste mir bekannte Zeugnis hierfür ist ein Brief seines Vaters an einen Studienfreund seines Sohnes in Göttingen. Darin heißt es: „Der Junge zeigt in allem ein so ratloses und gewissenloses Verhalten, daß wir oft daran zweifeln müssen, ob er noch seinen Verstand habe. Was denken Sie darüber? Kommt er Ihnen nicht auch zuweilen geistesverwirrt vor? Glauben Sie, daß er seine Verstandeskräfte noch beisammen hat?" Die Antwort des Freundes ist nicht bekannt. So bleibt zunächst nur die Besorgnis des Vaters, der wohl reichlich schwarz gesehen hat (nebenbei gesagt, uns auch durch eben diese Besorgnis ein wenig mit seiner sonstigen Härte und Strenge aussöhnt). Aber doch läßt diese wohl nicht ganz un-

begründete Besorgnis einen Rest krankhafter Veranlagung des Dichters vor unsern Augen bestehen bleiben. Gewiß urteilte der Vater überhaupt zu schroff über den genialen Sohn, der seinen Leidenschaften oft die Zügel schießen ließ. War es ihm, dem strenggläubigen Katholiken, doch schon unerhört erschienen, daß sein Sohn bei einer schlagenden Studentenverbindung eingetreten war; gar nicht zu reden davon, daß er oft recht übermütige Studentenstreiche verübte, Liebesabenteuer erlebte und Schulden machte. Aber die Besorgnis des Vaters über den Geisteszustand seines Sohnes findet doch auch ihre Bestätigung durch andere Zeugnisse. So urteilt Friedrich Castelle: „Bei einem jungen Menschen, der nach der einen Seite so zielbewußt und sicher zu arbeiten vermag, der aber nach der andern Seite hin fast willenlos ausschlägt und dann endlich völlig entfesselt umtreibt, sucht die nachforschende Freundschaft nach den Gründen, die diese Zwiespältigkeit erklären und entschuldigen könnten. Und heute darf man es, bei genauerer Kenntnis der seelischen Entwicklung jener Jahre, ohne Besorgnis aussprechen: Schon in dem jungen Löns sind jene Nachtseiten vorhanden, die später soviel Not und Wirrwarr in sein Leben bringen sollten. Er hat in der münsterischen Zeit eine kleine Novelle „Der Vampyr" geschrieben. Sie ist nicht genau bezeichnet, aber die Kenntnis der münsterischen Örtlichkeiten läßt Schlüsse auf die Entstehung dieser Früharbeit zu. Hier tauchen auch schon jene Angst- und Spottgespräche mit geisterhaften Wesen und Erscheinungen auf, die dann später im „Zweiten Gesicht" in den Gesprächen mit dem Mond und den Halluzinationen des eisernen Ritters künstlerisch gesteigert werden. Es liegt eine schauerlich-düstere Tragik über diesen wilden Jahren . . ."

Ich glaube, daß Castelle sehr richtig gesehen hat. Die unheimliche Gabe des zweiten Gesichts, die Hermann Löns von einem Vorfahren geerbt haben will, wird, abgesehen von dem gleichnamigen Roman, auch anderweitig bezeugt. Sie spukt in mehreren kleinen Gespenster- und Geistergeschichten (z. B. des „Braunen Buches") und wird auch von seinem Bruder Rudolf, wenigstens indirekt, bestätigt: Rudolf Löns erzählt nämlich von sich selbst, daß er die Gabe des zweiten Gesichts besessen habe (a. a. O. S. 33ff.). Von seinem Bruder weiß er es nicht unmittelbar, bestreitet es aber auch nicht und sagt: „Seine Augen gingen häufig so weit in die Ferne, daß ihm alle Erdenwelt daraus entschwand. Zweifellos ging seine Seele dann planlos und ungebunden in ewigem Raume auf weglosen Pfaden, wie er auf der Erde ziellos im Grünen zu schweifen pflegte" (a. a. O. S. 31f.). Und die Zwiespältigkeit seines Wesens, seine dauernden inneren Kämpfe und Sehnsüchte, seinen Gefühlsüberschwang mit allen für ihn und seine Umgebung quälenden Folgeerscheinungen bezeugt er mit den Worten: „Immer wieder rannte er gegen die Herrscher seiner Teufel an, — aber es kam doch nicht zum Ausgleich zwischen seinem Gefühl, seiner Gesinnung und Erkenntnis; daran hinderten ihn alle Gewohnheiten, deren er nicht Herr wurde. Also war das Feingefühl, das ihn zum großen Künstler machte, auch die Ursache seiner Unvollkommenheit und seiner Leiden . . . So groß auch sein Verstand war . . . so edel auch seine Gesinnung, das Gefühl war doch stärker als beide und ging mit ihnen durch, sobald er stark erregt wurde. Daraus erklären sich alle Widersprüche seiner Natur, die seiner Umgebung oft so rätselhaft waren; daraus auch, daß er seine besten Freunde am meisten ungerecht behandelte in Liebe und in Zorn, und

daß er seine Augen verschloß vor der aufkeimenden Erkenntnis von der Unhaltbarkeit seiner äußeren Lebensumstände" (a. a. O. S. 54f.). Der beste Spiegel dieser pathologischen oder doch an das Pathologische grenzenden Seite seiner Wesensart ist und bleibt sein Roman „Das zweite Gesicht", das durch das Swaantje-Büchlein eine, wenn auch stark subjektiv gefärbte Bestätigung findet. „Es war die Zeit der Vollmondnächte. In solchen Tagen war Hermann nicht Herr seines Willens und allen bösen Geistern ausgeliefert" (a. a. O. S. 77; vgl. S. 80f.).

Endlich berichtet auch Elisabeth Erbeck, seine erste Frau: „Oft vermochte ich es auch durch meine Fröhlichkeit die schwarzen Geister zu bannen, die wie böse Geister über ihn kamen ... Zu unserm Doktor und auch zu den Brüdern sagte er manches Mal: „Mein August, mein Privatklown, ist meine beste Medizin, wenn die schwarzen Wolken Gewalt über mich haben wollen" (a. a. O. S. 69).

Doch genug der Zeugnisse. Sie genügen, uns ein deutliches Bild von der unglücklichen, oft geradezu pathologisch anmutenden Naturveranlagung und Seelenverfassung des Dichters zu geben.

Wir wenden uns nun einigen äußeren Gewohnheiten und Liebhabereien des Dichters zu und wollen dabei auch die Sachumgebung, wie er sie sich schuf, und wie er sie liebte, berücksichtigen, soweit dies charakterologisch bedeutsam ist. Hermann Löns war seit seiner Studentenzeit, wie schon erwähnt, periodenweise dem Alkohol stark zugetan, konnte aber nicht sonderlich viel vertragen. Dadurch geriet er häufig in starke Erregungszustände, und gelegentlich kam es auch zu Ausbrüchen von Heftigkeit und Gewaltsamkeit. Andererseits

bleibt zu beachten, daß nicht selten innere und äußere Not ihn dem Alkohol in die Arme trieb. Doch wurde er zeitweise auch wieder Herr über seine Schwäche, die er ehrlich bekämpfte. Er erzählt selbst, daß er einmal über zwei Jahre lang Abstinenzler war. Hermann Löns rauchte wohl auch gern eine gute Zigarre, und in seinen Jagdplaudereien wird der kurzen Jagdpfeife oft liebevoll Erwähnung getan. Beim Arbeiten scheint er nicht gewohnheitsmäßig geraucht zu haben, war also wohl nicht gerade das, was man einen starken, leidenschaftlichen Raucher nennt.

Größeren Wert als auf Nervenreizmittel und narkotische Genüsse legte er auf gutes Essen, wie aus den Mitteilungen von Elisabeth Erbeck zu entnehmen ist. Manchmal scheint er aber auch beim Essen recht hastig gewesen zu sein. Gute Hausmannskost und ein derbes Jägerfrühstück waren ihm lieber als Diners und Soupers von vielen Gängen. „Mir schmeckt es stets besser, wenn ich am gescheuerten Tisch über den Daumen frühstücke, als wenn ich mich in Frack und Lack zwischen weißen Schultern durch zehn Gänge durchessen und Konversation machen muß."

Noch charakteristischer ist für ihn seine Gewohnheit, sich zweckmäßig zu kleiden und sein Urteil über die Mode. Es liegen verschiedene Aussprüche von Hermann Löns vor, in denen er seinen Geschmack deutlich zu erkennen gibt. „Ich finde mich ja schließlich auch in Frack und langem Rock zurecht, aber wohl fühle ich mich nur, wenn ich den achtjährigen Lodenhut aufhabe, wenn die Schmierstiefel an den Füßen sitzen und der Rumpf in der stilvollen Joppe steckt, die nur gewinnen kann, wenn ich mich damit auf den nassen Moorboden lege" („Grünes Buch"). Hier spricht also der Naturmensch,

der Jäger, und bei seiner Freude am Umherstreifen in der freien Natur und am Jagen versteht es sich von selbst, daß Hermann Löns gern die bequeme derbe Sportkleidung des naturforschenden Jägers getragen hat.

Aber wir haben auch eine Menge Zeugnisse, daß er sich den Verhältnissen und Umständen anzupassen und immer geschmackvoll zu kleiden wußte. Er legte auch Wert darauf und scheint richtige Perioden gehabt zu haben, in denen dieser oder jener Geschmack bei ihm vorherrschte. Stets und überall war er der Besondere, Eigenartige, der sich nicht nach den andern richtete und nicht gern, wie er einmal selbst sagte, „andern etwas nachmachte", sondern seinem Äußeren gern seine besondere Note gab, ohne freilich dadurch auffallen zu wollen. Immerhin scheint er zeitweise ohne seine Absicht als Modevorbild, sozusagen der hannoversche Prinz von Wales gegolten zu haben, dem andere die neueste Mode absahen.

Eine Zeitlang liebte er eine gewisse modische Bauernkleidung. Auch die Swaantje lernte ihn „in Kniehosen und bis oben zugeknöpfter Bauernweste" kennen (a. a. O. S. 17) und bemerkt, daß es ihn gut kleidete. Elisabeth Erbeck sagt (a. a. O. S. 77): „Auf das Äußere legt mein Mann sehr viel Wert; er sah immer — auch im Hause, am Schreibtisch — tadellos aus; ein Greuel war ihm, auch bei andern, jedes „Sichgehenlassen", jede Nachlässigkeit. Die Stoffe suchten wir stets zusammen aus, sie waren aber, wenn sie abgelegt wurden, noch ohne Flecken und hatten ihren guten Sitz. Jedes Stück, das er auszog, hängte er sofort auf einen Bügel." Dies bestätigt Traugott Pilf (a. a. O. S. 76) mit den Worten: „Auf seine Kleidung legte er großen Wert, doch war ihm alles Geckenhafte verhaßt, weil es einer echten einfachen Vor-

nehmheit widersprach. Seine Abneigung gegen die unschöne Männertracht der langen Hosen, gegen die „Schlotterhosen" und ‚Ofenröhren' war erheblich, und er hatte nur scherzhaften Spott dafür. Er selbst trug fast nur Kniehosen und hohe wollene Strümpfe, die er in abwechslungsvoller Buntheit besaß; sie standen seiner schlanken, wohlgebauten Gestalt besonders gut." Man sieht, er „hielt auf sich", er war „eigen", ohne damit im eigentlichen Sinne eitel zu sein. „Er hätte zum Beispiel", erzählt seine Frau, „nie Handschuhe zum Jackenanzug, nie geradrandigen Strohhut zum Mantel, hohen Hut zum kurzen Rock oder einen ungerollten Schirm getragen. Mit seinen Schlipsen war's ebenso, und daß er so eigen war, machte mir soviel Freude . . . Manches Mal sagten Mütter erwachsener Söhne: ‚Mein Junge macht alles nach, was er bei Fritz von der Leine (Pseudonym für Hermann Löns) sieht; er behauptet immer, der trägt sich musterhaft.'. . ."

Und das habe, meint seine Frau, oft zu falschen Urteilen geführt, so daß er gelegentlich so gar als „Fatzke" bezeichnet wurde. Aber sie widerspricht dem entschieden und erklärt alles aus seinem „ausgeprägten Schönheitssinn", seinem Sinn für Farbe und Formen. Und das wird wohl zutreffen. Ebenso wird sie wohl recht haben, wenn sie ausdrücklich bestreitet, „daß er zuzeiten ein Rüpel gewesen sei". Rüpelei war ihm genau so widerwärtig wie Fatzkerei" (a. a. O. S. 79). Gewiß konnte er sehr derb und burschikos, herausfordernd und rücksichtslos sein. Gefallen ließ er sich nichts, kannte Furcht nur dem Namen nach und war gleich mit dem Schläger und später mit der Pistole bei der Hand. Duelle hat er mehrfach ausgefochten, und ein solches scheint auch der äußere Anlaß zu seinem vorübergehenden Verschwinden im Jahre 1911/12 gewesen zu sein!

Traugott Pilf sagt (a. a. O. S. 76): „Sein größter Schmuck war seine Männlichkeit, die ihm geistig auch ein sehr streitbares Wesen verlieh und körperlich nicht gerade selten eine gewisse Neigung und Vorliebe für Gewalttätigkeiten zeigte; es war stets bedenklich, mit ihm feindselig irgendwie anzubinden, denn von bemerkenswerter Rücksicht war er in solchem Falle kein Freund. Noch mehr aber entfaltete sich seine Kampfeslust, wenn er als ein Verteidiger gegen ein Unrecht, das andern geschah (!), auftreten konnte."

Und derselbe Gewährsmann berichtet uns: „Oft sagte meine Frau zu mir: ‚Hermann ist doch wie unser großer Junge.' Er hatte ein Gemüt wie ein Kind; er war zutraulich, harmlos, rücksichtsvoll, dankbar, nie seine vornehme Gesinnung und gute Erziehung verleugnend. Er spielte mit den Kindern wie ein Bruder, er half der Frau im Hause, hatte Teilnahme und Verständnis für alles" (a. a. O. S. 73f.). Und ganz ähnlich nannte ihn Wilhelm de Witt: „Heiter wie ein Kind, das er im Grunde immer blieb" (a. a. O. S. 29).

So widerspruchsvoll solche Urteile wirken, wenn man sie nebeneinanderstellt, so richtig sind sie doch zweifellos. Wenn irgendeiner, so trug Hermann Löns „zwei Seelen in seiner Brust", von denen bald die eine, bald die andere die Herrschaft hatte. Er hatte seine Perioden, und Stimmung und Verhalten konnten manchmal für längere Dauer, oft aber auch ganz jäh und plötzlich wechseln. Und doch blieb er dabei immer er selbst. Denn eben diese Gegensätzlichkeit war ein Stück seines Wesens.

Die Gegensätzlichkeit seines Wesens trat im Verkehr mit andern Menschen naturgemäß häufig hervor. Seine erste Frau nennt „Güte" als den Grundzug seines Wesens, spricht

wiederholt von seiner „zartesten Rücksichtnahme“ (a. a. O. S. 17), von seiner „reinen, kindlichen und doch so großen Seele“ (a. a. O. S. 73), erzählt, daß ihr Mann ihr zu ihrem Geburtstag alle Schalen und Vasen mit Frühlingsblumen gefüllt habe. „Wenn das Wetter den Märzveilchen günstig gewesen war, lag sogar ein Kranz um den Geburtstagstisch“ (a. a. O. S. 81). Von seiner Heiterkeit gibt sie allerlei Beispiele, z. B. daß er beim Zerlegen des Geflügels oder Bratens, das er sich nie nehmen ließ, gewöhnlich einen lustigen Vortrag hielt. Aber sie verschweigt auch nicht das Gegenteil: schwere Verstimmungen durch seinen oft ganz plötzlich und unerwartet ausbrechenden Jähzorn und seine maßlose Heftigkeit, z. B. als sie ihm einen Schreibtisch geschenkt hatte, der durchaus nicht nach seinem Geschmack war. Er habe ihr die in den Borten des Schreibtisches aufgestellten Bücher vor die Füße geworfen, sie in heftigen Worten eine Banause ohne künstlerischen Geschmack gescholten und sei dann wütend aus dem Hause gestürmt, obwohl sie damals gerade in gesegneten Umständen und jede Aufregung für sie gefährlich gewesen sei. „Aber ebenso schnell kam seine Güte wieder zum Vorschein“, und einige Stunden später legte er ihr ein rührendes Gedicht aufs Bett (a. a. O. S. 64f.)!

Sehr treffend urteilt Rudolf Löns über seinen Bruder: „Hermann hatte die unglückliche Hand in Dingen des täglichen Lebens vom Vater geerbt, aber nicht dessen Teilnahmslosigkeit. Er hatte nicht die Gabe und auch nicht die geringste Neigung, andere Wesen zu leiten und besonders nicht, sie geschickt zu behandeln, um seine eigenen Ziele zu erreichen. Er konnte nur bitten oder befehlen, nicht anleiten und erziehen“ (a. a. O. S. 75). Daher konnte er im Verkehr

mit Menschen niemals zu einem Gleichmaß kommen. Er konnte zuzeiten ein glänzender Gesellschafter (worüber viele Zeugnisse vorliegen), zuzeiten aber auch geradezu „unmöglich" sein. So wird glaubhaft erzählt, daß er einmal in einem Gasthaus, als ein Silhouettenschneider eintrat, diesen zu einem ihm mißliebigen Herrn am Nebentisch führte und zu dem Silhouettenschneider sagte: „Schneiden Sie mir diesen Herrn für mein Verbrecheralbum aus!" Zu einem andern Herrn, mit dem er aneinandergeriet, sagte er: „Seien Sie froh, daß ich keine Handschuhe anhabe, sonst hätten Sie schon längst eine Ohrfeige erhalten." Das war keine leere Drohung. Hermann Löns konnte in der Erregung tatsächlich handgreiflich werden. Er erzählt uns selbst in der Zeit seiner freiwilligen Verbannung (1911/12): „Nach Deutschland kann ich vorläufig nicht zurück. Ich habe einem männlichen Klatschweibe den Daumen abgeschossen (im Duell) und höre, daß die Sache polizeiwidrig sein soll. Ich habe dann einer ähnlichen Nummer, die sich meiner Pistole entzog, am hellen Tage so lange die Backen bearbeitet, bis er heulend am Boden lag."

Wie Zartheit und Grobheit bei Hermann Löns nahe beieinanderwohnten, so auch ausgelassene Heiterkeit und eisige Verschlossenheit, urwüchsiger Humor und frostkalter Ernst. Belege für die „Tagseite" wie für die „Nachtseite" seines Charakters — wenn wir es einmal, allerdings ungenau, so nennen wollen — ließen sich dutzendweise geben und sind ja auch aus unseren bei anderer Gelegenheit gegebenen Anführungen und Beispielen leicht zu ersehen. Hermann Löns war ein schroff gegensätzlich gearteter Charakter. So war er, um bei dem zuletzt besprochenen Zusammenhang zu bleiben, im Grunde ein Einsamkeitsmensch und trug doch die

Sehnsucht nach Geselligkeit und nach der Anteilnahme anderer im Herzen. Lassen wir ihn wieder einmal selbst reden: „Mich schaudert es vor der Einsamkeit. Fünf Tage war ich froh, allein sein zu können; nun sehne ich mich nach einem Menschenherzen. Und dann lächle ich, aber ein bißchen bitter; man bleibt ja doch immer allein mit seiner Seele. Das weiß ich schon lange; aber die Sehnsucht bettelt darum doch Tag für Tag vor der Tür, und nachts erst recht, und tritt man sie auch noch so oft fort." („Auf der Wildbahn.") „Arme Seelen haben wir alle. Ob die Gesichter noch so blühend, die Augen noch so hell, die Mienen noch so heiter sind, arm bleibt die Seele doch in ihrer Sehnsucht, arm und allein ... Deine letzten Gedanken, deine tiefsten Wünsche, deine heimlichste Sehnsucht, keiner versteht sie ja, und auch du wirst der andern innerstes Leben nicht fühlen." („Grünes Buch.") Und in einem seiner Briefe heißt es: „Das ist das Los aller Sehnsuchtsmenschen, der Lauscher auf das Ewige. Die müssen sich am meisten bescheiden und können froh sein, bleiben sie nicht ganz neben dem Leben liegen."

Rührende Anspruchslosigkeit spricht aus einem Briefe aus dieser Notzeit: „Ein Bogen Papier, ein Schultintenfaß, ein Pott Gummiarabikum, ein Pinsel, eine Papierschere, ein Federhalter und zwei Bleistifte sowie zwei bis drei Chausseesteine als Briefbeschwerer sind genügend persönlicher Besitz." Und wenn man diese Worte auch zum Teil als Ausdruck seiner Verbitterung deuten müßte, so hat der Dichter an anderer Stelle jenem Zug seines Wesens durch folgende Worte einen um so echter wirkenden Ausdruck verliehen: „Ich will ja so wenig, will weiter nichts als ein bißchen Hoffnung, mit offenen ehrlichen Händen gegeben."

Ein Charakterzug, den seine Jugendfreunde schon an dem jungen Hermann Löns entdeckt hatten, eine oft geradezu kindlich wirkende Bescheidenheit, Genügsamkeit, Freude am Kleinsten, der ist ihm schließlich auch durch sein ganzes Leben zueigen geblieben, wenn er auch oft lange Zeit verborgen blieb. Schließlich trat er doch einmal wieder ans Tageslicht.

Im täglichen Leben bewies Hermann Löns ein starkes Bedürfnis nach Schönheit. Seine erste Frau erzählt: „Wenn er zu Tisch kam, mußte der Tisch zierlich gedeckt sein, immer mit einem Blumenstrauß in der Mitte . . . Auf beiden Tischen standen das ganze Jahr frische Blumen oder Zweige in bunten Bauerngläsern; neben seinem Ruhebette stand ein Tischchen mit einer alten Aschenurne, gefüllt mit Fichtenzweigen. Viele alte schöne und wertvolle Sachen trug er nach und nach heran . . . und bald war sein schönes und großes Zimmer eine Sehenswürdigkeit (a. a. O. S. 43)." In einem Briefe an Apffelstaedt heißt es: „Von jetzt ab wird furchtbar regelmäßig gelebt. Ich habe alle Möbel bis auf mein Arbeitszimmer herausgeschmissen. Ein Schlafzimmer habe ich mir bauen lassen, violett und orange, aus exotischen Orchideen jedes Stück entwickelt, mit mächtigen Kupferbeschlägen. Dann ließ ich mir ein Arbeitszimmer machen in Rot und Grün, Kiefernmotiv . . ." An denselben Freund schreibt Hermann Löns im Jahre 1906 über seinen Kunstgeschmack: „Ich habe mich so viel mit bildender Kunst beschäftigen müssen, daß ich kein Bild, keine Plastik, kein Ornament mehr vertrage. Mein Wohnideal ist ein Bauernhaus mit viel, viel Aussicht. An den Dingen dieser Welt liegt mir nichts mehr. Die seltensten Dinge meiner alten Bauernhofen gab ich dem Museum. Ich freue mich über alles Hübsche und Schöne, haben will

ich aber nichts mehr. Ich habe ein so bombiges Gedächtnis, daß ihr Besitz für mich unnotwendig ist. Ich habe gefunden, je kahler, leerer immer der Raum ist, in dem man schafft, um so hungriger arbeitet die Einbildungskraft und füllt ihn mit Vorstellungen. Mein schön geschnitztes Arbeitszimmer, in dem jetzt meine Frau wohnt, lähmt mich. Ein Bild, eine kleine Plastik, eine hübsche Vase oder dergleichen im Zimmer geht an, ein Mehr ist vom Übel. Je länger man seine hübschen Sachen sieht, um so weniger liegt einem dran. Man sieht sie schließlich nicht mehr. Die Japaner sind klug, sie schließen alles fort und holen sich bald dies, bald das heraus, freuen sich acht Tage darüber und stellen es wieder weg. Unser kompliziertes Leben macht uns immer barbarischer. Zivilisation haben wir, bloß keine Kultur. In einem Strohdach steckt mehr davon als in der ganzen Siegesallee, und unsere Bauern haben mehr davon als unsere Großstädter."

Wir haben dieses ausführliche Zitat hierhergesetzt, weil es charakterologisch überaus ergiebig ist. Es spricht für sich selbst. Die ganze sensible Art von Hermann Löns, seine reizbare, überästhetische Feinfühligkeit, aber auch sein immer wieder durchbrechender Sinn für alles Große, Schlichte, Einfache, Volkstümliche in Kunst und Leben tritt uns hier aus seinen eigenen Worten lebendig entgegen.

Wie Hermann Löns zur Musik stand, wurde schon weiter oben, als wir den jugendlichen Menschen behandelten, und auch noch an einer anderen Stelle berücksichtigt. Hier soll über den älteren Dichter (1912) noch eine Bemerkung von Traugott Pilf nachgetragen werden, die auch sonst aufschlußreich ist: „Im Winter und Vorfrühling 1912 war Hermann Löns länger als drei Monate in unserm Landhause auf der freund-

lichen Felderhöhe ... Es war eine reiche Zeit für uns, unvergeßlich und schön. Er hatte sich ein helles sonniges Erkerzimmer ausgesucht, mit Fenstern nach Süden und Westen, wo er weit hinab- und hinausſehen konnte, nach dem langen Gebirgszuge und nach der Stadt! Hier hauste er zuweilen tagelang ganz einsam und still, wenn er seine nachdenklichen Stunden für Arbeit, Gedanken oder Träume hatte. Niemand durfte ihn dann stören, und nur wenig ganz einfache Nahrung ließ er sich bringen. Aber Musik wollte er dann täglich gegen Abend hören. Mein Ruhezimmer lag gerade unter seiner Klause, und als erst einmal in der Dämmerung ein leises Stück von Beethoven zu ihm hinaufgedrungen war, bat er mich am nächsten Tage wieder darum. Ich durfte jedoch nur Beethovensche Musik machen; wenn ich etwas anderes einschob, merkte er es sofort und wollte nichts mehr hören. Sonst war er der Musik nicht sehr geneigt, aber Beethoven kannte und liebte er" (a. a. O. S. 72).

Seine Frau sah er am liebsten in weißen Kleidern (a. a. O. S. 81), und Swaantje erwähnt eine Äußerung von ihm: „Wenn ich König wäre, müßten alle Mädchen weiße Kleider tragen" (a. a. O. S. 44). Weiter erzählt Swaantje: „Hermann liebte die gleichförmige Mode nicht und wollte seine ‚Grete' (seine zweite Frau, Lisa Hausmann) nur in Eigenkleidern sehen. Gerade so, wie er in allem seinen eigenen Weg ging, hatte er sich selbst auch von der herrschenden Mode frei gemacht, und es kleidete ihn gut, das schwarze Knotentuch und die hochgeschlossene Bauernweste" (a. a. O. S. 26). Die Kunstschätze in den Museen und Galerien sah Swaantje mit seinen Augen, „die so scharf und sicher die echte Kunst von den aufdringlichen Tageskünsteleien zu scheiden verstanden" (a. a.

O. S. 27). Besonders schätzte er die alten Ägypter, aber auch über Böcklin sprach er sich begeistert aus. Von seinem literarischen Geschmack war schon gelegentlich die Rede, und es wird weiter unten noch mehr davon die Rede sein müssen. Nur ein sehr charakteristischer Ausspruch mag hier Platz finden. Er stammt aus einem Briefe an Friedrich Castelle: „Ich bin aus der Empfindungszeit in die Wollensperiode geraten, es geht alles auf Tendenz — im hohen Sinne — und auf lineare, straffe Form. Jetzt bin ich erst an einem herben Bauernroman, ungefähr das Gegenteil von der schlagsahnigen Frensserei, ein Buch, dessen Held sich sein lebelang auf Kandare reitet . . . Von den modernen Dichtern verehre ich am meisten Homer, von den modernen Historikern am meisten Herodot. Ich bin also ein ganz moderner Mensch, indem ich das Modische nicht mag, z. B. ‚Mein goldenes Buch‘, in dem ein Dutzend Liedchen gut, die übrigen überflüssig sind. Im Grund mag ich nur alte Kunst, Ägypter, Mittelalter; nach der Reformation ging es reißend bergab mit der Kunst; es fehlt das Grundgebälk: die Weltanschauung . . .“ (Hermann Löns und seine Heide S. 50).

„Es fehlt das Grundgebälk, die Weltanschauung!“ sagt Hermann Löns von der neueren Kunst, und eben dieses Wort könnte man auch als Motto auf sein eigenes Leben und Lebenswerk anwenden. Bei allem Großen und Schönen in seinem Wesen und Schaffen doch diese traurige Zwiespältigkeit und Zerrissenheit, ein ewiges Hin und Her, ein immerwährendes Auf und Ab, ohne festen Grund und ohne klares Ziel! Es fehlt die einheitliche, geschlossene Weltanschauung, die seinem Leben und Dichten sicheren Halt hätte geben können. Und eben darum fehlt ihm auch die eigene Befriedigung.

Ruhelos, freudlos haftet der geniale Mensch und Dichter durch sein Leben, bis ihm Glück und Leben zerbricht.

Hatte Hermann Löns als Mensch eine Weltanschauung? Er hatte sie und hatte sie nicht. Seine Weltanschauung war kein errungener und dann, wenn auch im steten Kampf, festgehaltener Besitz — wie es vielleicht hätte sein können —, nein, seine Weltanschauung war selbst steter Wechsel und Kampf. Wenn man seine Weltanschauung auf eine Formel bringen will, so kann man vielleicht, aufs Ganze gesehen, von einem verneinenden, gefühlsmäßig-ästhetisch gearteten Pessimismus reden. Aber wenn diese pessimistische Grundstimmung in seinem Denken und Seelenleben auch überwogen haben mag, so ist damit doch nicht alles gesagt. Daneben könnte man auch mit nicht weniger Recht von einem himmelstürmenden, titanenhaften Aktivismus und Voluntarismus, einem hochstrebenden Idealismus reden, namentlich, wenn man an seine vaterländisch-völkische (natürlich nicht politisch gemeinte) Einstellung denkt, — der freilich niemals auf die Dauer standhielt, und nur hier und da jäh emporflackerte, um rasch in seiner eigenen Flamme zu versengen und wieder in der Asche eines hoffnungslosen Pessimismus zu versinken.

Forschen wir nach den Gründen, so müssen wir zunächst wieder auf seine unglückliche, zwiespältige Veranlagung und Wesensbeschaffenheit verweisen, die ein oft krankhaftes Gefühlsübermaß deutlich erkennen läßt. Aber wir dürfen auch seine Erziehung, seine Jugend- und Lebensschicksale mit ihren schweren Erschütterungen nicht vergessen, um sein Wesen und seine Weltanschauung zu verstehen.

„Allzu schwer hatte der Glaubenszwang in der Jugend auf ihm gelastet", sagt sein Bruder Rudolf (a. a. O. S. 64).

„Unser Vater baute seine Erziehungsversuche auf dem Grundsatz der Verneinung auf. Alles, was wir gerne taten, wurde verboten, alles uns Unangenehme mußten wir tun, ganz gleich, ob es recht oder falsch war. Zur Strafe mußten wir Schularbeiten machen, zur Strafe in die Kirche gehen, so daß uns Schule und Kirche bald verhaßt wurden" (a. a. S. 46).

„In seinem äußeren Leben hat Hermann nirgends Ruhe gefunden. Es war der Ekel über seine Umgebung, der ihn rastlos hetzte, die eisige Kälte aus Mangel an Liebe, deren Sehnsucht ihn zerfraß. Qualen brachten ihm seine beiden Ehen, in die er beide gegen seine innere Stimme, die er gewaltsam überschrie, hilflos hineintrieb" (a. a. O. S. 52). „Doch quälte ihn die vermeintliche Sinnlosigkeit seines Lebens am stärksten . . . Hermann sah sein Volk zugrunde gehen und fand keinen Weg zu seiner Rettung . . . ‚Unser Volk ist entartet und geht rasend bergab', schrieb er mir einmal . . ." (a. a. O. S. 67). „Er durchschaute ihre (der Natur) Sinnlosigkeit . . . tödlichen Frost hatte er bei den Menschen seiner Umgebung erlitten, hoffnungslos war sein Kämpfen um die Wohlfahrt seines Volkes; er sah keine Frucht seiner Taten, und in den Werken seiner Feder sah er das Suchen, aber nicht die Vollendung, nach der er rang."

So war er ständig in Gefahr, einem eisigen, Welt und Menschen verachtenden Pessimismus zu verfallen. Und doch zwang er sich immer wieder zu warmem Leben, zum Schaffen und Wirken empor; auch nach jener unseligen Zeit der Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit in den Jahren 1911/12 und endlich und zu guter Letzt im heldenhaften Abschluß seines Lebens im Herbst 1914!

„Hermann Löns zerbrach nicht an dem Blick ins grause

Nichts, und er ergab sich auch nicht blindem Glauben, — — — dem Versinken in den berauschenden Lehren der Entsagung." Sein Bruder Rudolf bezeugt es ihm (a. a. O. S. 63f.). Es klingt wie ein Widerspruch zu den früher angeführten Urteilen. Und doch ist es keiner, weil eben beides richtig ist.

Hermann Löns war eine Kampfesnatur und ein Sehnsuchtsmensch, dem seiner ganzen Veranlagung nach geruhige Selbstgenügsamkeit und zufriedenes Sattsein kein wünschenswertes Ziel war, und dessen ruhelos forschender und strebender Geist niemals völlige Befriedigung, niemals eine Lösung für die Rätsel des Lebens und der Welt finden konnte.

Wir wollen hier einige sehr verschiedenartige Aussprüche von Hermann Löns zusammenstellen: „Ich will leben und kämpfen, lieben und hassen bis zu meinem letzten Atemzuge. Alles, nur kein geruhiges Leben soll mir beschert sein, und den Abschluß hätte ich gern unter Donner und Blitz." („Auf der Wildbahn", Sponholtz, Hannover.) „Nichts auf der Welt hat eigenen Wert, die Einbildung ist alles. Der Mensch ist die Krone der Schöpfung, sagt man. Er ist und bleibt aber, wie alles im Leben ein dilettantische Leistung." („Das zweite Gesicht.") Zuzeiten spielte Hermann Löns sogar mit dem Selbstmordgedanken: „Läuft man nicht den ganzen Tag im Kreise? Im dicken Nebel? Hinter halbverwehten Hoffnungen her, auf unbestimmte Ziele zu und hat schließlich doch nichts davon als ein weißes Laken. Die Mündungen meiner Waffe grinsen mich an. Wenn ich jetzt an dem Abzug rühre, dann bin ich schnell zu Hause. Dann brauche ich nicht erst so schnell zu laufen. Soll ich?" („Mein grünes Buch.")

Und dann wieder — diesem Weltschmerz gegenüber — die rückhaltloseste Weltoffenheit und Weltfreudigkeit,

überschäumende Lust am Leben, am Schaffen und Wirken und Kämpfen! Im Gegensatz zu der pessimistischen Verneinung ein freudiges Jasagen zum Leben: „Ich bin immer darauf gefaßt (auf den Tod) und bereite mich darum nie darauf vor. Das mögen die tun, die aus dem Verneinen des Lebens einen Beruf machen, die Mönche. Ich aber sage zu ihm: Ja!“ („Auf der Wildbahn.“)

Hermann Löns war nicht ohne Religiosität. Aber die katholische Religion, in die er hineingeboren wurde, war ihm durch eine falsche Erziehung verleidet worden. Der Protestantismus erschien ihm zu kalt und nüchtern. Jeglicher Dogmatismus war ihm zuwider. In den Balladen seines „Blauen Buches“ werden mehrfach religiöse Probleme berührt (besonders im „Hexenbrenner“ und „Luzifer“), ebenso in dem Dorfroman „Die Häuser von Ohlenhof“. Von sonstigen Äußerungen seien angeführt: „Ich bin durchaus in meinem Innersten religiös, wenngleich mir manche Wundergeschichten reichlich dick aufgetragen sind. Aber über eins habe ich schon oft nachgegrübelt, ohne zu einem festen Resultate zu kommen — über die Schöpfungsgeschichte.“ Hier hört man den Naturforscher reden, den unter den religiösen Problemen „Wunder“ und Schöpfungsgeschichte besonders beschäftigen. Auch wirkt hier wohl der streng katholische Standpunkt seiner Jugenderziehung nach, der den Gegensatz von Religion und Wissenschaft schroffer erscheinen läßt, als er es in Wirklichkeit ist. Denselben Eindruck gewinnt man aus einer Äußerung über den Begriff des Glaubens: „Was ist Glauben anderes als Selbstmord? Wer glaubt, dem ist das Leben kein Problem. Er kann sich getrost begraben lassen, für ihn gibt es keinen Kampf mehr. Ich aber will kämpfen, sonst danke ich für das

Leben." In dem schon erwähnten „Roman eines Dorfes" („Die Häuser von Ohlenhof") läßt der Dichter wiederholt Leute aus dem Volk über religiöse und sittliche Fragen urteilen. Mit einer offenbar inneren Genugtuung läßt er die Dorfleute ihre natürliche Bauernreligion und Bauernmoral dem Dorfpastor gegenüber vertreten. Aber man darf aus seinem Widerwillen gegen allen starren Buchstabenglauben und unaufrichtige Scheinfrömmigkeit nicht falsche Schlüsse ziehen. Die natürliche Religiosität des Herzens und des gesunden Menschenverstandes war ihm nicht fremd. Friedrich Castelle urteilt zweifellos richtig, wenn er in seiner Einleitung zu seiner Gesamtausgabe der Werke des Dichters sagt: „Er ist jeder Stimmung in der Natur auf das innigste verbunden. Sie beglückt ihn, sie erschreckt ihn, sie macht ihn fromm, sie wird für ihn zu einem geheimnisvollen Dome, in dem er fromm niederkniet und ehrfürchtig betet wie ein staunendes Kind, das all die Wunder nicht fassen kann, die sich auftun vor seinen Blicken." Der große Naturkenner maßt sich nicht an, die Natur zu begreifen: „Was begreift man überhaupt? Der Mensch und die Natur kommen nie überein. Wir legen immer unsern Maßstab an sie, und der ist so klein. Ich weiß noch, wie glücklich ich war, als ich zuerst den Darwin las. Ich glaubte, nun begriffe ich alles da draußen. Aber heute weiß ich, daß ich nie dahin komme, ich nicht und andere auch nicht. Das hat mich lange Zeit traurig gemacht. Heute hab' ich es überwunden. Ich nehme die Natur so, wie sie ist, und zerbreche mir den Kopf nicht mehr über allerlei Zwecke und Absichten, die ich einst dahinter suchte" („Haidbilder"). Erich Griebel geht wohl zu weit, wenn er sagt: „Für die materialistische Weltanschauung, für mechanische Entwick-

lungstheorien hat Löns nicht viel übrig gehabt." Aber zustimmen kann man ihm, wenn er fortfährt: „Er erlebte und sah die Erscheinungswelt als etwas Organisches. Er wußte mit Ehrfurcht in das Weben der Natur zu schauen und vor allem sich der engen Grenzen der eigenen Erkenntnis bewußt zu bleiben." Mit dem Verstande war er Darwinist, aber er fürchtete sich vor der daraus aufsteigenden Leere und machte dann wie ein Kind die Augen zu. Darum gab er das Grübeln mit dem Verstande auf, versenkte sich mit Herz und Gemüt in die Geheimnisse der Natur und las in ihrem Buche mit den Augen des Dichters:

„Es gibt nichts Totes in der Welt,
Hat alles sein' Verstand,
Es lebt das öde Felsenriff,
Es lebt der dürre Sand.

Laß deine Augen offen sein,
Geschlossen deinen Mund
Und wandre still, so werden dir
Geheime Dinge kund."

(Aus „Mümmelmann".)

Und so konnte er von sich selbst sagen: „Mit allem, was um mich lebt und webt stehe ich auf du und du, mit dem gelben Sande, mit dem bunten Gestein, mit den Bäumen und den Blumen und mit allem, was da kreucht und fleugt, singt und summt."

Mit der Philosophie hat Hermann Löns sich wohl niemals ernstlich und anhaltend befaßt, und so bewegte sich sein weltanschauliches Denken in den Bahnen einer schwärme-

rischen Naturmystik, untermischt mit einer starken Vorliebe für das sinnenfreudige und kampffrohe altgermanische Heidentum, die dichterisch geartet war und einen niedersächsisch-völkischen Einschlag aufwies. Da es sich hierbei aber im Grunde doch nur um Phantasien, um dichterische Einkleidungen von Stimmungen und Gedanken handeln konnte, so war freilich, wenn die rauhe Wirklichkeit des Lebens an ihn herantrat, ein Umschlag in Skeptizismus und Pessimismus unausbleiblich.

Noch mehr als die Rätsel des Lebens haben Hermann Löns offenbar die Rätsel des Todes zu schaffen gemacht. Überall in seinen Werken tritt uns das immer wieder anders gefaßte Motiv des Vergehens und Sterbens in Natur und Menschenleben entgegen. Es sei nur an eins der schönsten Stücke seiner dichterischen Gestaltungskunst: „Um die Ulenflucht" (im „Braunen Buch") erinnert, wo — im Gegensatz zu dem sonst bei ihm üblichen Verzicht auf jede Lösung — das Grauen vor dem unvermeidlich nahenden Tod durch den Gedanken an Arbeit und Tätigkeit siegreich überwunden wird: „Eine Waffe, eine Arbeit, ein Ziel, seinen Platz ausfüllen in diesem Leben, so gut wie man kann, die einzigen Mittel sind es gegen unsere große Angst in der Ulenflucht" („die Ulenflucht trüber Stunden, des kommenden Alters Dämmerung").

Es will gewiß manchem verwunderlich erscheinen, daß Hermann Löns, der doch mit seinen hellen Augen der Natur so tief ins Herz zu schauen vermochte, wie es nur wenigen beschieden ist, und der mit seiner mitempfindenden Seele und seinem nachschaffenden Geiste die Wunder des Naturgeschehens erfassen und zu künstlerischem Ausdruck zu bringen vermochte wie kaum ein zweiter — daß eben dieser Hermann

Löns nicht auch in der Natur dauernden Trost und Frieden für seine eigene wunde Seele fand. Aber man wird doch auch wohl bedenken müssen, daß die Natur dem Menschenherzen und der Menschenseele nichts anderes geben kann, als was der Mensch selbst in sie hineinsieht und hineinlegt. Denn die Natur selbst hat keine Seele, so schön sie auch dem fühlenden Menschen erscheinen mag. Und Hermann Löns konnte wohl zuzeiten vorübergehend Versöhnung und Erlösung in der Natur finden. Aber zu andern Zeiten trug er auch wieder seinen ganzen Lebensjammer, seine innere Zerrissenheit und alle seine Irrungen und Wirrnisse mit in die Natur hinaus; und dann blieb sie für ihn kalt und stumm und tot, und mit leeren Händen und mit leerem Herzen kehrte er nach Hause zurück. Hermann Löns, der Naturkenner, sah dann in ihr nichts als den ewigen Wechsel von Werden und Vergehen, Leben und Sterben, in ewiger Wiederkehr, ohne Zweck und Ziel. Und diese trostlose Erkenntnis marterte ihn und erhöhte nur seine Verzweiflung.

Und als im Herbst 1911 auch seine zweite Ehe in Trümmer ging und er durch das Swaantje-Erlebnis zermürbt war, floh er aus der Welt seiner Freunde und blieb längere Zeit völlig verschollen. Selbst seine nächsten Bekannten wußten nicht, wo er sich aufhielt. Diese Zeit brachte ihm den Höhepunkt seiner Lebensnot. An seinen Jugendfreund Max Apffelstaedt hat er in dieser Zeit einige Briefe geschrieben, ohne jemals seinen Aufenthaltsort zu verraten. Seine Äußerungen und Urteile steigern sich hier zu einer ungewöhnlichen Schroffheit und Bitterkeit: „An Freundschaft unter Männern glaube ich nicht, an die unter Weibern erst recht nicht, und an die zwischen Mann und Weib schon gar nicht.“ Bezeichnend sind schon die Briefüberschriften: „Nirgendwo, am Nimmermehrs-

tage des Niemondes a. diaboli 1911" . . . „Und so bin ich denn als Mann von 45, nach zwanzigjähriger harter Arbeit ein Mensch ohne Heim, ohne Weib, ohne Kind, ohne Geld, und was das Schlimmste ist, ohne Freund und Bruder hier im fremden Lande. Alles schmiß ich weg, alle Gedanken, alle Bücher, alles. Frei bin ich jetzt, aber vogelfrei." „Nun besitze ich nichts mehr als meine Kleider und ein komplettes Lager staubiger Erinnerungen . . . und gehe meinen Weg als abgekühlter Einzelgänger." „Ob mir nun einer mit oder ohne Absicht einen Stein vor den Schädel wirft, ein Loch gibt es immer. Ich kann mich durch ein Weib nicht hindern lassen, meinem Volke die Zinsen für meine Begabung zurückzuerstatten . . . Wenn ich wollte, könnte ich Park, Villa, Diener und Equipage ohne Heirateref haben; aber ich will nicht. Frei will ich sein, wenn auch vogelfrei . . ." „Diese asexuellen Weibsbilder soll der Teufel holen. Zum Glück entpuppte sie (Swaantje) sich nachher, wie alle ihresgleichen, als enge Seele und liegt schon lange auf dem Müllhaufen meiner Erinnerung . . ." „Ich war am Zugrundegehen und habe für immer einen Knacks weg."

Und doch gab es für ihn noch eine Rettung: seine Dichtkunst! Auch in dieser Zeit tiefster Niedergeschlagenheit, hoffnungsloser Verzweiflung und vollendeten Lebensekels hatte er den Kopf voller großer literarischer Pläne: „Mein nächster Roman wird ein politischer Zukunftsroman sein. Dann kommen die Kämpfe zwischen Franken und Sachsen, ganz legendär behandelt, daran, und vorher muß ich mein streng stilisiertes Versdrama schreiben." Und damit verbindet sich die immer mehr hervordrängende Sehnsucht nach der niedersächsischen Heimat: „Länger als bis zum Mai möchte ich aber in den

Alpen nicht bleiben, schon deshalb nicht, weil einige historische Romane, die ich vorhabe, es nötig machen, daß ich dicht bei Niedersachsen bin. Ich will die Ausrottung der Stedinger Bauern durch den Erzbischof von Bremen und die Kämpfe zwischen Sachsen und Franken behandeln." . . . „Da ich Sandlandmensch bin, Geestkerl, kann mir nur die Sandlandschaft und ihr Volk zur visionären Erscheinung kommen. Jede andere Landschaft — ich war in der Schneeregion der Tiroler Alpen, am Meer usw. — hat für mich nur gegensätzlichen Wert, nur Vergleichwert." „In der Schweiz hielt ich es nicht länger aus, Volk und Landschaft (die ‚ewige Eiskonditorei') ekelten mich auf die Dauer an, und in dem Hotelleben kam ich nicht zur Sammlung!"

Und so ringt er sich aus Not und Verzweiflung wieder empor, ein Beweis für seine unverwüstliche Lebenskraft und Charakterstärke — trotz aller Schwächen! Im Frühjahr 1912 ist er wieder in Deutschland. Die Heimat und sein Drang zu neuer Dichterarbeit ließen ihn nicht los, ließen ihn nicht versinken.

So steht der Mensch Hermann Löns vor uns als urwüchsige eigenwillige Kraftnatur, der im Leben schon zu scheitern drohte, ja, der wirklich Schiffbruch erlitt in den Stürmen des Lebens, durch eigene Schuld und durch fremde Schuld, aber dennoch nicht in den Fluten versank, sondern sich ans Ufer rettete, um das Leben von neuem zu beginnen.

Wir blicken noch einmal zurück und versuchen ein Bild seines Menschentums und seiner Persönlichkeit zu gewinnen. Dazu leihen wir uns die Worte eines Mannes, der ihn gut gekannt hat.

Bernhard Flemes hat von Hermann Löns in der Zeit-

schrift „Die Tat“ (Heft 6, 1916/17) ein Charakterbild entworfen, das vollinhaltlich durch unsere Untersuchungen und Nachprüfungen bestätigt wird. Er sagt: „Löns' Persönlichkeit ist in seiner engeren Heimat so bekannt, daß ich keine Indiskretion begehe, wenn ich sie so skizziere, wie sie mir erscheint. Löns war sich seiner Sonderstellung durchaus bewußt und unterstrich sie geflissentlich. Er forcierte sich, wußte seine Vorzüge spielen zu lassen und machte wohl eine Eitelkeit daraus, seine Schwächen nicht zu verleugnen. Herrschsüchtig war er, brüsk, und konnte, irgendwie verletzt — besonders, wenn ein Tropfen Alkohol dazu kam — leicht handgreiflich werden. Um geringer Sachen willen konnte er maßlos hassen, wurde dann ungerecht und war schwer von seinem Irrtum zu überzeugen. Andererseits war er nachgiebig, entgegenkommend und verstehend, edel und weitherzig. Seinem Selbstbewußtsein, das sich bis zur Überheblichkeit steigerte, stand zuzeiten Unsicherheit gegenüber, die ihn zwang, Menschen zu suchen, sich anzuschmiegen, um sich innerlich wieder nach Einsamkeit zu sehnen. Mit dem überempfindlichen ästhetischen, zeitweise blasierten Genießer verstand sich der robuste Bauer und freie Strauchritter in ihm in einer ganz besonderen Weise. Frack und hoher Hut, Bügelfalte und Steifkragen standen ihm ebensogut wie Lodenrock und Bauernleinen, bloße Füße und verbrannte Haut. Er kritisierte barsch, war heftig, wenn man ihm widersprach, vertrug keinen Tadel im eigenen Schaffen und konnte sich wiederum für kurze Zeit völlig einem fremden Geiste hingeben, liebevoll gütig einlenken und für eine verstehende Kritik dankbar sein, auch wenn sie tadelnd war. — Stets machte er trotz seiner widersprechendsten Eigenheiten den Eindruck eines herzhaften, kernigen Menschen, und wer ihn einmal knabenhaft

zart und heiter erlebt hatte, der ließ sich durch keine seiner Launen von ihm schrecken. Eins hätte ihm vielleicht helfen können — eine große Liebe, eine ganze volle Tat, jedenfalls eine völlige Hingabe irgendeinem Ereignis, einem Geiste, einer Idee, die seine Vielspältigkeit auf eine gerade Linie zwang . . ."

Nach seiner Rückkehr aus selbstgewählter Verbannung und Überwindung dieser Notzeit lebte Hermann Löns bis zum Kriegsausbruch (Sommer 1912 bis Herbst 1914) mit einem einfachen Mädchen aus dem Volke zusammen in Hannover. So hatte der Dichter also mit seiner Hinneigung zum Volke auch in diesem Punkte Ernst gemacht. Man wird unwillkürlich an die Gestalt von „Annemieken" im „Zweiten Gesicht" erinnert. In einem Brief aus der Schweiz hatte er schon einem Freunde geschrieben: „Überhaupt ist mir alles, was sich Dame schimpft, vollkommen unangenehm. Lediglich das Mädchen und das Weib aus dem Volke kann mir noch das Herz erwärmen."

Natürlich wurde ihm dieser Schritt sehr verdacht, genau so wie Goethe seine Gewissensehe mit Christiane, und er hat allerlei Ärger und Verdruß davon gehabt. Aber er wußte sich alle Nörgler in seiner sehr deutlichen und derben Weise vom Leibe zu halten, und so ließen sie ihn schließlich in Ruhe. In Briefen an seine Freunde hat er sich darüber in köstlicher Unverfrorenheit ausgesprochen.

So war Hermann Löns, wenn auch in sehr ungewöhnlicher Art, doch schließlich zur Ruhe gekommen und wieder in alter Weise als Schriftsteller tätig. Die Berufsschriftstellerei war ihm freilich nur notgedrungener Broterwerb. Sein wahres Interesse galt ganz seinen hochfliegenden dichterischen

Plänen. Eine Reihe eigener Aussagen, die wir Briefen an seine Freunde entnehmen, kennzeichnen ihn am besten: „Ich wollte, ich hätte erst den Umzug hinter mir (er zog von der Bodenstedtstraße nach der Geibelstraße um in Hannover) und säße an der Arbeit. Mich hungert direkt danach. Ich denke, ich gehe dann an den dicken Roman", so schreibt er an seinen Freund, den Maler Hermann Knottnerus Meyer, nach Rom. Dann wieder schreibt er: „Gestern ist mir eine zweijährige Reise um die Erde, erster Klasse, Kosten egal, beliebiger Jagdaufenthalt, Begleitung frei, angeboten worden", und ein paar Tage später: „Um die Weltreise habe ich mich noch nicht bekümmert, ich will erst den Roman fertig schreiben, ehe ich mich binde." Man sieht, äußere Vorteile konnten ihn jetzt so wenig locken und bestimmen wie früher, als ihm eine sehr reiche vornehme Dame Schloß mit Park und Equipage usw. angeboten hatte. Das freie künstlerische Schaffen war ihm das Höchste! Und da war ihm die tägliche Berufsarbeit nach wie vor im Wege. Hermann Löns war kein Berufsmensch. Sein wahrer Beruf war sein Künstlertum. „An die große Arbeit kann ich nicht gehen," schreibt er resigniert „weil ich, um zu leben, Kleinkram hinsauen muß. Das ist gemein. Aber was soll ich machen? Ich weiß vor Schulden nicht aus noch ein."

Aber er gab Hoffnung und Glauben nicht auf. „Ich gehe schwanger mit einem halben Dutzend Theaterstücken und einem halben Hundert Romanen. Aber ich komme nicht dazu. Wegen meines mechanisch abstellbaren Gehirnes (!) werde ich aber wohl bald eines nach dem andern abzapfen."

So auf der Höhe seines Schaffensdranges stehend, traf ihn der Kriegsausbruch, um seinem Leben eine unvermutete Wen-

dung und einen jähen, tragischen Abschluß zu geben. Aber eben diese Wendung und dieses Ende waren ganz seinem Wesen und Charakter gemäß. Sein höchstes Sehnen und Streben, sein Wille zu männlicher Tat und zum Heldentum fand seine Erfüllung.

V. Der Naturforscher

Hermann Löns ist, wie wir schon hörten, von frühester Jugend an Naturforscher gewesen und es im Grunde genommen zeit seines Lebens geblieben. Bei ihm hängt auch der Dichter und der Jäger immer eng mit dem Naturforscher zusammen. Ja, der Jäger ist bei ihm erst aus dem Naturforscher erwachsen, vielleicht auch der Dichter. Jedenfalls ist auch der Dichter stets Naturfreund und Naturbeobachter geblieben. Wenn wir an die Jugendjahre des Dichters denken, so kann man wohl sagen: Der Drang zur Natur war das Primäre in ihm. Sein kindlich knabenhaftes Naturstudium, wie er es in Deutsch-Krone betrieb, wurde schon erwähnt. Immerhin ist es erstaunlich, daß er es dabei schon als Obersekundaner von 16 Jahren dahin brachte, ein Verzeichnis der von ihm in der Umgegend von Deutsch-Krone beobachteten Vögel aufzustellen, das 130 Arten umfaßte. Wenn man auch noch nicht von wissenschaftlich-systematischer Arbeit reden kann, so muß er doch schon sehr sicher und zielbewußt beobachtet haben. Zu demselben Schluß kommen wir, wenn wir hören, daß er sechs Jahre, nachdem er Westpreußen verlassen hatte, mit Hilfe mitgeführter Sammlungen einen fachwissenschaftlichen Aufsatz: „Malakozontische Erinnerungen aus dem Kreise Deutsch-Krone" schreiben konnte. Wie in Münster in seinem letzten Schuljahre seine zoologischen Studien allmählich durch Leberecht Treu (nach Deimanns Angabe auch durch den Kreiswundarzt Vormann) in systematische Bahnen geleitet

wurde, ist schon erwähnt. In der Sitzung der zoologischen Sektion vom 22. Juli 1885 machte Professor Landois die Mitteilung „einer von Primaner Löns für Münster entdeckten Schneckenart". Dann beschäftigte Hermann Löns sich längere Zeit systematisch und erfolgreich mit der Erforschung der Psociden (Holzläuse), veröffentlichte hierüber in den Jahren 1888ff. mehrere Aufsätze und ließ im Jahre 1891 eine Abhandlung über die „Gastropodenfauna des Münsterlandes" in einer Fachzeitschrift erscheinen, der im Jahre 1894 eine „Molluskenfauna Westfalens" folgte. Wir erwähnen dies nicht um der Sache selbst willen, sondern lediglich, um zu zeigen, daß Hermann Löns wirklich ein systematisch arbeitender Naturforscher gewesen ist. Fachleute rühmen seinen Arbeiten Sachlichkeit, Klarheit und Gründlichkeit, kritische Verwendung der Literatur, eine treffende, durchsichtige Sprache nach und — einen bescheidenen Ton! In seinem Schwankbuch „Der zweckmäßige Meyer" hat Hermann Löns diese naturwissenschaftlichen Spezialforschungen literarisch ausgewertet.

Über seine humoristische Art bei der Beobachtung und Schilderung der Tiere und seine witzigen und lustigen Vergleiche mit den Menschen ließen wir uns schon von Leberecht Treu einiges sagen. Ebenso über seine unermüdliche Forschertätigkeit. Max Apffelstaedt sagt einmal von ihm: „Der Tag schien bei ihm nicht aus vierundzwanzig Stunden, sondern aus achtundvierzig zu bestehen. So viel wußte er im Laufe desselben zu bewerkstelligen."

Sein Studierzimmer war gewissermaßen ein kleines naturkundliches Museum, und an den Wänden hingen Bilder und Skizzen von Tieren.

Der Liebe zur Naturforschung ist er auch noch über die Studentenzeit hinaus treu geblieben. Wir wissen schon, daß er eine „Fauna der Provinz Hannover" im Manuskript vollendet hatte, dasselbe aber leider in einer seiner unseligen Schwermutsanwandlungen oder in einem rasch auflodernden Wutausbruch vor seiner Veröffentlichung vernichtete. Auch sonst ließ er in den späteren Jahren (soviel ich sehe, bis 1910) gelegentlich noch naturwissenschaftliche Aufsätze in Zeitschriften erscheinen.

Doch trat bei ihm mit den Jahren die rein wissenschaftliche Facharbeit stark zurück hinter seiner dichterischen Tätigkeit, bei der ja freilich das Gebiet der Natur immer einen breiten Raum behauptet hat.

Selbstzweck ist die eigentliche Naturwissenschaft wohl nie für ihn gewesen. Sonst hätte er doch wohl sein Fachstudium auch zu einem Abschluß gebracht und für einen Beruf verwertet. Er dachte ja, wie schon oben bemerkt, zeitweise daran, Kustos an einem naturkundlichen Museum oder dergleichen zu werden, und hatte auch zu diesem Zweck eine Doktorarbeit angefertigt, die ihm auf einer Reise abhanden gekommen sein soll. Aber das alles waren für ihn offenbar nur nebensächliche Zwecke und Ziele. Das Hauptmotiv seines Naturstudiums war und blieb der innere Drang, der Natur selbst möglichst tief ins Auge zu schauen, ihre Wunder zu erleben und — das Geschaute künstlerisch zu gestalten, derselbe Drang also, der ihn zum Dichter und Jäger gemacht hat!

VI. Der Jäger

Es kann sich in diesem Abschnitt natürlich nicht darum handeln, in vollem Umfange die Tätigkeit, die Hermann Löns als Jäger entfaltet hat, zu schildern oder seine Ansichten über das gesamte Jagdwesen zu entwickeln. Aber andererseits ist das Jägertum des Heidedichters für das Verständnis seiner ganzen Persönlichkeit doch von so wesentlicher Bedeutung, daß wir nicht daran vorübergehen dürfen. Dies beweist schon das eine Wort in seiner kleinen Lebensskizze „Von Ost nach West": „Schließlich war wohl die Jagd meine Rettung!" Hiermit betont Hermann Löns, daß für ihn die Jagd etwas Wesentliches bedeutet hat, nicht nur eine nebensächliche Beschäftigung, einen Zeitvertreib, eine Laune oder mitgemachte Mode.

Von Jugend auf ist er in gewissem Sinne Jäger gewesen, wenn zunächst wohl auch nur so ganz nebenbei und hauptsächlich im Dienste seiner Naturforschung. Aber später, als er in der niedersächsischen Urheimat seiner Väter wurzelständig geworden und der Dichter voll in ihm erwacht war, hat ihn sein germanisches Naturverlangen immer mehr auf die Pfade des Jägers geführt, bis die Jagd ihm zu einem wirklichen Bedürfnis wurde. Und in den Zeiten der Irrungen und Wirrungen in seinem Leben, wenn ihn das öde Stadtleben und der berufliche Frondienst anekelte und die häuslichen Qualen ihn aus dem Hause jagten, dann war die Jagd sein fast nie versagendes Allheilmittel, sein dauernder Jung- und Quickborn.

Wir kennen alle das schon erwähnte Bild von ihm, das ihn vielleicht seinem ganzen Wesen nach am besten wiedergibt: den Jagdhut schief auf den Kopf gedrückt, den Drilling über der linken Schulter, das Jagdglas um den Hals, die großen Augen in die Ferne blickend und ein ernster, entschlossener, selbstbewußter Zug um den Mund und im ganzen Gesichtsausdruck. So wanderte er durch seine geliebte Heide, so war er der echte Hermann Löns. „Die heimliche Pürsche in Heide, Moor und Wald" war es, was ihn anzog. Ursprünglich und wild mußte die Natur sein, wenn er wirkliche Freude am Jagen haben sollte. Die Treibjagd fand er langweilig, ebenso hatte er für die Suchjagd im freien Felde nicht allzuviel übrig. Auch als Jäger war er ein Einsamer, der die feierliche Stille der kultur- und menschenfernen Natur liebte und suchte. Ihn verlangte nicht nach andern Menschen, weil er sie nicht brauchte. Gottes freie unendliche Natur mit ihren ewigen Lebenswundern und mitten drin er selbst, er ganz allein, das war ihm genug. Wie singt er doch in dem schlichten Liede: „Der Jäger"?

„Der weiß es nicht, was Jagen ist,
Der nur im Felde knallt;

Denn Jagen das ist Pürschen
Im heimlich stillen Wald,

Und Jagen, das ist Schleichen
In Heideeinsamkeit,

Und Jagen, das ist Schweifen
In Moorunendlichkeit,

Ist Harren hinter Klippen,
Ist Lauern an dem Strand;

Wer nur im Feld zu jagen weiß,
Hat nie die Jagd gekannt!"

Und dazu ein Wort aus einem der schönsten Stücke, die Hermann Löns geschrieben hat, aus der „Ulenflucht": „Nur deshalb liebe ich die Jagd so. Nichts bringt uns der Natur so nahe wie diese Viertelstunde zwischen Tag und Nacht, und nur die Jagd ist es, die uns dazu erzieht, diese kurze Spanne Zeit zu verstehen in ihrer großen Feierlichkeit, in ihrer geheimnisvollen Andacht."

Hundertfach hat Löns es ausgesprochen, was ihm die Jagd war. Ich will nur einiges hierhersetzen, was ich gerade zur Hand habe: „Ob Hirsch, ob Bock, ob Tauber, im Grunde ist das gleich. Die Hauptsache ist es, sich als Urmensch zu betätigen, seine Sinne zu gebrauchen, seine Kräfte anzuspannen, einmal wieder ganz Mann zu sein . . . Und das ist das Beste, das Wichtigste und Wertvollste, was uns die Jagd bietet. Sie legt uns einmal wieder der Natur an die runde, nahrhafte Brust, auf daß wir daraus neue Kräfte und frische Stärke saugen . . ." („Kraut und Lot": „Wenn der Tauber ruft").

Daß Löns das Holztreiben, also die Waldjagd, dem Jagen im freien Felde vorzog, sagte uns schon das Lied „Der Jäger", das durch die nachfolgenden Worte noch ergänzt werden kann: „Eine Holztreibjagd soll still und heimlich sein, jenen eigenen Zauber haben, den das Alleinsein mit der Waffe dem wahren Jäger bringt. Sie ist etwas anderes, etwas viel Vornehmeres als das Kesseltreiben auf dem Hartschnee, wenn die Treiberschar klappernd über das Feld rückt und es rundherum kracht

wie in einer Manöverschlacht . . . Leise den Stand einnehmen, lautlos verharren, auf jedes Geräusch im Fallaube achten, jede Bewegung zwischen den Büschen wahrnehmen, vorsichtig das Gewehr an die Backe ziehen, wenn der Fuchs heranschnürt, blitzschnell anbacken und Dampf machen, wenn das Kaninchen über die Schneise flitzt, eilig mitfahren und vorhalten, streicht der Fasan oder die Schnepfe über die Bahn, und lächelnd dem guten, noch beide Stangen tragenden Bock nachsehen, der dicht bei dem Schützen vorbeizieht. So soll die Holzjagd sein."

„Ich bin kein Suchjäger, die Sache ist mir zu geräuschvoll und nicht heimlich genug", heißt es in „Kraut und Lot" unter der Überschrift „Auf Birkwild". Und im „Grünen Buch" lesen wir (in dem Abschnitt: „Im Rauhhorn"): Den Hasen und das Huhn, sie zu erlegen, mir liegt nichts daran, gelangweilt hat mich stets die Jagd darauf, aber der Bock und alles Raubzeug, das ist die Jagd. Und im Urwald muß es sein, im Wildwald, im Moor und in der öden Heide, daß ich denke, ich sei ein Wilder."

Diese Worte kennzeichnen so recht Hermann Löns als Jäger, Menschen und Dichter. Ein Naturmensch, ein Urmensch, ein „Wilder" wollte er sein. Darum liebte er das Heimliche und Stille der einsamen Waldpürsche über alles. Und darum wettert Hermann Löns gegen das Schießertum und gießt über die jagdliche Sportfexerei und Rekordsucht die Schale seines Spottes aus. Alle diese Zerrbilder des Jägers waren ihm in tiefster Seele verhaßt. „Einst war die Jagd bei uns ein adlig Spiel", heißt es in „Kraut und Lot", heute ist das anders. Nicht nur ihre abgelegten Kleidermoden trägt der deutsche Jäger dem engelländischen Halbvetter nach, er zieht sich dadurch auch eine karierte Gesinnung zu und wird zum Sport-

schützen, zum Schießer und Rekordathleten. Von des deutschen Weidwerks heimlicher Lust versteht er so viel wie die Kuh vom Kunstdünger. Die Beute, das ist die Hauptsache, das Was, aber nicht das Wie ist sein Ziel, die hohe Ziffer sein Ideal . . . Auch die Höhe der Strecke hat ihren Wert, aber nur bei Treibjagden auf Hasen oder ein anderes gemeines Feld-, Wald- und Wiesenwild. Sobald aber das Wild zur Mittel- oder Hochjagd gehört, soll nicht die Endsumme der erbeuteten Stücke, sondern die Stärke des einzelnen Stückes und die Art, in der es erlegt ist, das Wichtigste daran sein."

Löns war auch kein einseitiger Trophäenjäger oder „Knochensammler", sondern würdigte auch das Wildpretgewicht, natürlich nicht im Sinne des modernen Fleischjägers, der sofort ausrechnet, wieviel Reichsmark der Rehbock einbringt, sondern in der alten guten Art unserer Väter, die neben der Trophäe auch Wert darauf legten, daß der Hirsch oder Bock „gut bei Wildpret" war, ohne auch nur im entferntesten dabei an den zu erzielenden Gelderlös zu denken. „Das Gehörn ist ein Maßstab für die Güte des Schlages, aber auch nur einer. Jeder wirkliche Jäger wird ein ganz anderes Gesicht machen, hat er einen Bock vor sich liegen, der aufgebrochen seine 40 Pfund wiegt . . ." („Volle Wände" in „Kraut und Lot"). Und immer wieder betont Löns den „Gemütswert" der Trophäe, wie er es nennt. Damit meint er das Drum-und-Dran der Erlegung, das für den echten Jäger viel mehr ausmacht als etwa der Ausstellungswert der Trophäe, der lediglich nach Maß und Gewicht mit Zentimetermaß und Wage festgestellt wird. „Dem echten, gerechten Weidmann wird eben immer das Wie ausschlaggebend sein und nicht das Was. Je mehr Mühe ihm ein Stück Wild machte, je mehr Nächte er seinet-

wegen sich um die Ohren schlug, um so wertvoller dünkt ihm die Trophäe."

Als echter Jäger und warmer Tierfreund zeigt sich Löns auch in seinem weidmännischen Urteil über das Raubzeug, dessen Daseinsberechtigung er würdigte, und dessen Verfolgung er nur in mäßigem Umfange und nur mit menschlichen Mitteln gutheißt, während er die gänzliche Vernichtung und Ausrottung des Raubwildes und den Gebrauch tierquälerischer Fallen durchaus verwirft (vgl. den Abschnitt „Raubzeug" in „Kraut und Lot").

Immer und überall tritt Löns für maßvollen Abschuß alles Wildes ein, z. B. nimmt er sich mit besonderer Wärme der armen Enten an, die im Sommer, kaum flügge geworden, oft rücksichtslos abgeschossen, und im Winter, wenn die meisten Gewässer zugefroren sind, zu Hunderten hingemordet werden. Er empfiehlt mit vollem Recht, die Schonzeit nicht erst am 1. März, sondern schon am 1. Februar eintreten zu lassen.

So ließen sich noch viele Einzelheiten anführen, die Hermann Löns als echten deutschen Jäger zeigen. Aber wir müssen in dieser kurzen Skizze darauf verzichten. Soviel wird auch aus dem Angeführten deutlich geworden sein, daß für Hermann Löns die Jagd weder ein rohes Vergnügen, bloße Lust am Schießen und Morden bedeutet, noch auch ein Geschäft, Fleischmacherei oder eine Gelegenheit zur Befriedigung sportlicher Eitelkeit und Rekordsucht. Hermann Löns wußte der Jagd ganz andere Werte abzugewinnen. Für ihn ist der Jäger nie und nirgends ein Feind des Wildes, auch nicht des Raubzeuges, sondern immer und überall ein warmer Freund der heimischen Tierwelt, von dem ernsten Willen beseelt, sie auch für die Zukunft zu erhalten, zu hegen und zu fördern.

Und die Jagd war für ihn kein roher Sport, sondern „ein wichtiges Mittel, die Schäden der Überkultur abzuschwächen und der Rassenentartung vorzubeugen". Und dann dürfen wir bei Hermann Löns eins nicht übersehen. Er war eben nicht nur ein beliebiger Jäger Soundso, sondern immer zugleich — auch als Jäger — der gottbegnadete Schriftsteller und Dichter. Darum konnte es sich wohl zuzeiten ereignen, daß für ihn bei Ausübung der Jagd — die Jagd zeitweise in den Hintergrund trat hinter die Bedürfnisse des schauenden und schaffenden Künstlers. So konnte es kommen, daß er Wild und Waffe vergaß und versonnen und traumverloren seine blauen Augen in die Ferne schweifen ließ oder auf einsamen Pürschpfaden oder dem Ansitz — den Schreibblock hervorzog, um rasch einige flüchtige Zeilen, eine kurze Skizze aufs Papier zu werfen und dadurch seiner Erlebnisse und Eindrücke Herr zu werden und die in ihm aufquellenden Empfindungen und Gedanken in künstlerische Form zu bannen. Der gestaltende, schaffende Künstler gewann dann die Oberhand über den Jäger, und im Rausche des Naturgefühls und künstlerischen Schaffensdranges verstummte der Jäger und schwieg die Waffe.

So konnte er im „Grünen Buch" (unter der Überschrift: „Ein roter Bock") einmal schreiben: „Das ist doch das Schönste an der Jagd, dieses wunschlose Stilliegen. Der Bock, wenn ich ganz ehrlich sein will, ist nur ein Vorwand für das heimliche Gehen, für das lautlose Pürschen, durch das mir alle Waldgeheimnisse kundwerden."

Nach diesen den Jäger Löns überwältigenden Stimmungen, diesen Höhepunkten künstlerischen und dichterischen Naturerlebens, kam aber doch auch immer wieder die Jagdleidenschaft zu ihrem Recht. Das zeigt er uns selbst deutlich am

Schluß der eben angeführten Skizze, wo er nach glücklicher Erlegung des roten Bockes schreibt: „Und wie ich bei ihm kniee und das Gehörn sehe, die langen Enden, die breiten Rosen, die derben Perlen, da lache ich doch und denke nicht mehr daran, daß der Bock nur ein Vorwand für mich sei, still zu pürschen und heimlich zu lauern im Holze."

Man sieht, Hermann Löns war eben doch ein echter Jäger, und nach dem Überschwang des künstlerischen Naturerlebens und der Weltabgewandtheit dichterischen Sinnens war er aus dem „Reich der Träume" zurückgekehrt in die Wirklichkeit des leidenschaftlichen Jägers. So ist er der ganze Hermann Löns, der Jäger und Dichter, der Dichter und Jäger, und in beidem der Mensch, der sich aus der Not und der Verzweiflung seines Lebens heraus immer wieder zur Natur und zum Weidwerk und zur Dichtung geflüchtet hat, um sein höchstes Sehnen und Streben zur Befriedigung zu bringen.

VII. Der Journalist

Als Hermann Löns in seinem Berufsstudium gescheitert war, sprang er, wie er sich selbst ausdrückt, „mit beiden Beinen in das Zeitungsfach". Und die Feuilletonschriftstellerei und Redaktionstätigkeit wurde sein Beruf. Er wurde Berufsschriftsteller. Es folgen unstete Jahre mit wechselndem Aufenthalt, zuerst in Kaiserslautern in der Pfalz (1891), dann vorübergehend in Gera, Hamburg, die Hauptzeit in Hannover (1893—1907), knapp zwei Jahre in Bückeburg (1907—1909) und zuletzt wieder in Hannover (1909—1911). Er beginnt seine Tätigkeit in Kaiserslautern in niedergedrückter Stimmung. Der „Frondienst", wie er es nennt, behagt ihm nicht. Die vom Verleger beanspruchte peinliche Pünktlichkeit und Ordnung passen ihm nicht. Er war das freie burschikose Leben in Münster zu sehr gewohnt geworden. Auch der Alkohol war für ihn eine ständige Gefahr. Auf seine wegen Unpünktlichkeit und zu starker Hingabe an das Wirtshausleben erfolgte Entlassung im Jahre 1892 führte er zunächst ein ruheloses Wanderleben. In Gera war er zwei Monate an einer sozialdemokratischen (!) Zeitung tätig, wurde dann während der Cholerazeit Berichterstatter in Hamburg, um endlich (1893) in Hannover zu landen und festen Fuß zu fassen. Man sieht, diese Berufsperiode steht, wenn auch nicht ganz (eine Reihe von Jahren in Hannover kann man vielleicht abziehen), so doch zu einem großen Teil unter dem Zeichen der Unstetigkeit und Unbefriedigung. Hermann Löns war nicht mit dem

Herzen bei der Sache. Die Berufsschriftstellerei war ihm — in weitem Ausmaß wenigstens — ein lästiger Zwang und nur ein Notanker. Wenn man auch nicht zu behaupten braucht, daß es der Verzweiflungssprung eines verbummelten Studenten war, als er „mit beiden Beinen ins Zeitungsfach" sprang, so war es eben doch ein Sprung, nicht der Abschluß einer organischen Entwicklung. Hermann Löns mußte und wollte irgendwie festen Boden gewinnen. Er war auch seit längerer Zeit verlobt und wollte heiraten. Im Jahre 1893, in demselben Jahre, in dem er seine Tätigkeit in Hannover antrat, ließ er sich mit Elisabeth Erbeck trauen, deren schon mehrfach erwähntes Büchlein „Meine Erinnerungen an Hermann Löns" uns über diese Zeit mancherlei Aufschluß gibt. Aber andererseits kommen wir bei Hermann Löns mit diesem rein äußerlichen Motiv (Existenz, Heirat) nicht aus. Jener „Sprung" war doch wohl auch eine innere Notwendigkeit, geboren aus der Absicht, frei und unabhängig von all den vielen Hemmungen und Zufälligkeiten seines bisherigen Lebens zu werden, frei zu werden für ein befriedigendes Leben nach eigenem Bedürfnis, für selbständiges und wertvolles Schaffen und Wirken. Wenn ihm das nicht gleich mit einem Schlage gelang, so ist das bei der Lage der Verhältnisse kein Wunder und bei seiner Charakterveranlagung verständlich. Es war eine Zeit des Überganges, in der er zu Anfang noch halt- und ziellos hin und her geworfen wurde und schwer darunter gelitten hat, daß sein ihm ureigenes Künstlertum, das zur Entbindung drängte, immer noch nicht frei werden konnte und nur unter großen inneren Hemmungen und äußeren Widerständen sich Raum verschaffen konnte. Daher die Unstetigkeit und Hast, das Sprunghafte und Erzwungene seiner beruflichen Schrift-

stellerei und auch — das Gewaltsame, Plötzliche, Explosive seiner literarischen Tätigkeit überhaupt.

Er urteilt über sich selbst rückblickend in seiner Lebensskizze: „Dabei (als Feuilletonschreiber und Stimmungsberichterstatter) lernte ich äußerlich allerlei. Denn heute schrieb ich über eine Fürstenzusammenkunft, morgen über Streikunruhen und übermorgen über die Cholera in Hamburg. Schließlich blieb ich in Hannover hängen. Ich begnügte mich damit, ein annehmbarer Schilderer, lustiger Plauderer und gewandter Redakteur zu sein. Daß ich je ein guter Schriftsteller werden würde, glaubte ich nicht mehr. Wenn ich das Heftchen sah, in das ich als Bursch meine Verse geschrieben hatte, überkam mich ein aus Spott und Wehmut gemischtes Gefühl. Jahrelang kam ich kaum zu mir selbst. Ich führte ein ganz äußerliches Leben, das sich in der Hauptsache zwischen der Zeitung und der Jagd abspielte. Schließlich war wohl die Jagd meine Rettung . . ."

Und dennoch ist diese Übergangszeit nicht bedeutungslos für ihn gewesen. Er behauptete dabei seinen Charakter und bildete und entwickelte ihn weiter „im Strom der Welt". Auch lernte er manches Neue für seine spätere Schriftstellerei höheren Stils. Und schließlich ist seine freie dichterische Tätigkeit, wenn sie auch schon vorher begonnen war und mit seinem Drang zur Natur zusammen zu dem Primären in seinem Charakter gehört, doch auch wieder in gewisser Hinsicht neu aus seiner journalistischen Tätigkeit hervorgewachsen.

Wir wollen hier noch einige charakterologisch interessierende Einzelheiten festhalten, die freilich nicht ganz sicher verbürgt sind: In Kaiserslautern (oder Hannover?) hatte Hermann Löns einmal den Theaterrezensenten zu vertreten. Er machte

das in seiner Art, indem er nicht nur das Stück und die Schauspieler, sondern auch das Theaterpublikum rezensierte. Und da er das in seiner geistvoll-humoristischen Weise tat, hatte er damit einen riesigen Erfolg. Als er entlassen war, rächte er sich an dem Verleger der Zeitung in höchst origineller Weise. Er veröffentlichte zum 1. April ein schwungvolles Bismarckgedicht, das sich hernach als ein Akrostichon entpuppte. Ein Konkurrenzblatt fand es heraus und druckte es mit fetten Anfangsbuchstaben der Verszeilen ab. Und siehe da, es ergab sich eine boshafte Verulkung des Verlegers der Zeitung, für die Hermann Löns gearbeitet hatte.

Seinen Humor und seine Fähigkeit, sich in allen Lebenslagen auf höchst originelle Art zu helfen, zeigen folgende Fälle: Als bei der Einweihung des Kaiserdenkmals auf dem Wittekindsberg an der Porta Westfalika Personen ohne besondere Erlaubniskarte nicht zugelassen wurden und Gendarmen alle Zugänge versperrten, warf sich Hermann Löns kurz entschlossen in Dreß, setzte seinen Zylinder auf, klemmte ein Monokel ins Auge und schritt mit einem ebenso huldvollen wie schneidigen „Guten Morgen, Kameraden!" erhobenen Hauptes an den verblüfften Wachthabenden vorüber durch die Sperre!

Ein andermal, als er ein Großfeuer schildern wollte, aber auch keinen Zugang finden konnte, um den Schauplatz genügend zu übersehen, erkletterte er einen in der Nähe befindlichen Neubau, von wo er eine prächtige Übersicht hatte, schrieb auf diesem luftigen Hochsitz seinen Bericht und warf denselben, mit einem Stein beschwert, dem unten wartenden Setzerlehrling zu.

Während ihn derartige Berichte über Tagesereignisse innerlich natürlich völlig kalt ließen und ihm höchstens die Form

der Darstellung und das Drum-und-Dran einigermaßen wichtig war, war er doch mit ganzer Seele dabei, wenn er für eine hannoversche Zeitung als Lokalredakteur für Verbesserungen der baulichen Verhältnisse oder der gärtnerischen Stadtanlagen eintreten konnte, wobei er mit seinem offenen Blick oft den Nagel auf den Kopf traf und wohl auch nicht selten durch seine freimütige und humorvolle Art der Darstellung manchen schönen Erfolg erzielte. Noch mehr konnte er aus seinem Eigenen schöpfen, wenn er sich in den Dienst des Natur- und Heimatschutzes stellen konnte und besonders in der Heimatbeilage des „Hannoverschen Tageblattes" oder der bekannten Bremer Zeitschrift „Niedersachsen", deren Redakteur er längere Zeit hindurch war, für die Pflege und Erhaltung niedersächsischen Volkstums eine Lanze brechen konnte.

Den eigentlichen Übergang zu seinem späteren freien dichterischen Schaffen bildeten die prächtigen Naturschilderungen, Tierskizzen und Jagdschilderungen enthaltende Sonntagsplaudereien, die er unter dem Pseudonym Fritz von der Leine veröffentlichte. Diese begründeten seinen literarischen Ruhm, und aus ihnen erwuchsen die bekannten Werke: „Mein grünes Buch", „Mein braunes Buch", „Mein buntes Buch", „Heidbilder" usw.

So war Hermann Löns doch auch als Berufsschriftsteller schließlich sich selbst getreu geblieben und hatte sich zu dem eigentlichen Ziel seines Strebens und Schaffens vom Journalisten zum Dichter hindurchgerungen.

VIII. Der Dichter

Wenn wir in dem nun folgenden Abschnitt Hermann Löns als Dichter charakterologisch würdigen wollen, so kann es natürlich nicht unsere Aufgabe sein, die Geschichte seiner dichterischen Laufbahn zu entwickeln oder seine Dichtwerke selbst im einzelnen zu analysieren, sondern wir werden unser Augenmerk nur auf die Frage zu richten haben, welche Bedeutung seiner dichterischen Tätigkeit für seinen Charakter und im Gesamtbilde seiner Persönlichkeit zukommt, und umgekehrt, welchen Einfluß sein Charakter auf seine Dichtertätigkeit gehabt hat.

Wir haben schon in den früheren Abschnitten an vielen Stellen die dichterische Eigenart und die dichterischen Leistungen von Hermann Löns berücksichtigen müssen, weil es unmöglich ist, von ihm in irgendeiner Hinsicht (als Student, als Mensch, als Jäger usw.) zu sprechen, ohne zugleich seiner poetischen Eigenschaften Erwähnung zu tun. Denn neben dem Naturdrang und dem Heimatsinn steht bei Hermann Löns zweifellos das Dichtertum im Mittelpunkt seiner Gesamtpersönlichkeit. Ja, wenn wir den fertigen Menschen vor uns stellen, so erscheint er uns in allererster Linie als Dichter, und alles andere läßt sich diesem Beziehungspunkt ein- und unterordnen, wie wir denn auch oft ganz unwillkürlich anstatt seines Namens die Bezeichnung „der Dichter" gewählt haben. Wir werden daher einige Wiederholungen von früher Gesagtem

nicht ganz vermeiden können, wenn wir uns auch bemühen werden, dies nicht in unnötiger Weise zu tun.

Oft wird es sich dabei auch gar nicht eigentlich um bloße Wiederholungen handeln, denn die Beziehung ist jetzt eine andere. Interessierte uns oben z. B. die Frage, wie schon im Jüngling, im Studenten, im Naturforscher, im Menschen im allgemeinen, im Jäger usw. das Dichterische in die Erscheinung tritt und wirksam wird, so handelt es sich jetzt um den Dichter als solchen, um sein Künstlertum überhaupt und im besonderen. Und wenn wir dabei notgedrungen auf Früheres zurückgreifen, so geschieht es nur um seines dichterischen und künstlerischen Gesamtbildes willen, das wir jetzt zu kennzeichnen versuchen wollen.

Es dürfte zweckmäßig und wohl sogar unvermeidlich sein, den historischen Werdegang des Dichters dabei wenigstens als äußeren Rahmen zu benutzen.

Hermann Löns begann nach Zeugnissen seiner Freunde, wie oben schon gesagt wurde, etwa im Alter von 15 Jahren, als Obertertianer in Deutsch-Krone zu dichten. Ein äußerer Anlaß, genauer gesagt, ein von außen kommender zwingender Antrieb dazu ist nicht ersichtlich. Wir müssen annehmen, daß der Drang zu dichterischer Gestaltung in seiner ganzen Veranlagung von vornherein angelegt und begründet war, genau so wie sein Drang zur Natur. Wenn er bei seinen ersten noch unbeholfenen dichterischen Versuchen sich an fremde Vorbilder seiner Lektüre anlehnte, so gilt das nur für die Form, nicht für die Motivation und den Stoff der Dichtung. Sein erstes uns bekanntes Gedicht, gezeichnet Deutsch-Krone 1884, schildert eine „Segelfahrt" auf dem See bei Deutsch-Krone, in dem am Tage zuvor zwei junge Gesellen ertrunken waren. Es behandelt

also ein persönliches Erlebnis, das ihn zu dichterischer Gestaltung zwang. Andere Gedichte, die erst nach seiner Übersiedlung nach Münster in Westfalen entstanden, sind aus heimweherfüllten Erinnerungen an sein Jugendland erwachsen (z. B. „Seufzerglaube", „Kartoffelfeuer", „Heimatklänge", „Radaunensee im Klotzow", „Nebelkrähe", vielleicht auch die Urform des schönen volksliedmäßigen Gedichts: „Über die Heide geht mein Gedenken"):

„Drei Klänge sind's vom Heimatland . . .
Du Rauschen in dem dunklen Föhr,
Du Wellenklang vom grünen See,
Du Lied aus Volksmund, wild und weh —
Wer weiß, ob ich euch nochmals hör'!"

So singt er in den „Heimatklängen" (1886) und schlägt damit die beiden Motive an, die seinem innersten Wesen entsprangen, und denen er zeitlebens treu geblieben ist: Natur und Volkstum! Der geborene Naturdichter und Volksliedsänger kündigt sich an. Es ist möglich, daß das Motiv des Volkstümlichen ihm erst in Münster, in der Heimat seiner Väter, zum Bewußtsein gekommen ist, und daß er es nur gewissermaßen zurückdatiert hat in das westpreußische Kinderland. Es ist aber auch durchaus denkbar, daß dieses Motiv schon unbewußt oder unterbewußt in ihm geschlummert hat und nur so lange latent geblieben ist, bis es durch neue Eindrücke wachgerufen wurde.

Von weiteren dichterischen Versuchen, die schon in der Richtung auf seine spätere Prosakunst liegen, hörten wir bereits beim jugendlichen Primaner und jungen Studenten durch Leberecht Treu und Max Apffelstaedt. Wir erfuhren dort auch, wie Hermann Löns in die damalige naturalistische und sozialrevo-

lutionäre Literaturstimmung hineingerissen wurde, sie aber verhältnismäßig rasch überwand. Seine ungewöhnliche Aufnahme- und Begeisterungsfähigkeit, seine erstaunlich große und rasche Produktivität wurde ebenfalls schon hervorgehoben.

Die gebundene Form, Lied und Ballade, wurde von dem jugendlichen Dichter zunächst bevorzugt. Volkstümliche und romantische Stoffe herrschten vor (z. B. „Krüzkes Franz", „Zigeunerliedchen" 1885, „Jasch", die erste Prosadichtung von ihm, die den Weg in die Öffentlichkeit fand). Bald aber wurden diese Stoffe durch die literarische Modeströmung, die auch den Dichterkreis in Münster erfaßte, verdrängt; Genialitätsbewußtsein, Übermenschentum, übermäßiger Lebensdrang, aber auch Weltschmerz, Lebensverneinung, ja das Spielen mit dem Todesgedanken traten an die Stelle (z. B. „Rückfall", 1885, „Alte Liebe", „April", „Am Wege", „Opium", „Den Alltagsmenschen", 1886—1887). Während seiner Studiensemester in Greifswald (1887/88) wird die Berührung mit der Moderne noch stärker. Hermann Löns wird sich seiner dichterischen Sendung bewußt, und greifbare dichterische Pläne treten auf. Mit der ihm eigenen großen Leidenschaftlichkeit wirft er sich in den Strudel der Zeitströmung. Er sagt selbst: „In wenigen Jahren verschlang ich alles, was ich an deutscher und fremder Literatur in die Finger bekam. Die Revolution in der Literatur war hereingebrochen; Bleibtreu, die Harts, Michael Georg Conrad fochten in der ersten Reihe; Zola war Feldgeschrei!"

Wertvollere Gedichte sind in der Greifswalder und ebenso in der Göttinger Zeit (1888/89) kaum entstanden. Das burschikose Studentenleben nahm den Dichter ganz gefangen. Aber die persönlichen und literarischen Erlebnisse dieser Zeit

wirkten nach, und die aufgespeicherten und zu eigener Produktion drängenden Eindrücke kamen in den folgenden Semestern 1889/90 zur Entladung. Die Grothemeyersche Handschrift, welche die Jahre 1884—1890 umfaßt, enthält 93 Gedichte, von denen allein aus dem Herbst und Winter 1889 zwanzig, aus dem Jahre 1890 etwa fünfzig Dichtungen stammen. Außerdem sind noch eine ganze Reihe anderer Gedichte hinzuzurechnen, die Elisabeth Erbeck in Abschrift besaß und mit vielen aus der Grothemeyerschen Handschrift stammenden von Friedrich Castelle unter dem Titel „Junglaub" im Jahre 1919 zuerst veröffentlicht wurden. Zweifellos also entfaltete Hermann Löns gerade in diesen Jahren eine ungewöhnliche Produktivität.

In diesen Dichtungen schwimmt Hermann Löns durchaus im Fahrwasser der Moderne, deren Wesenszüge wir hier wohl nicht weiter auseinanderzusetzen brauchen. Die Gedichte sind sehr verschieden an Wert, und der Dichter selbst hat später die große Mehrzahl verworfen. Aber sie sind doch wichtig für das Verständnis seiner dichterischen Entwicklung und seiner ganzen Persönlichkeit. Man erkennt deutlich „seine jugendliche Feuerseele, die von den Stürmen jener aufgewühlten geistigen Zeit bis ins Innerste ergriffen und entflammt werden mußte". (Friedrich Castelle in der Einleitung zu seiner Gesamtausgabe der sämtlichen Werke bei Hesse & Becker, Leipzig, Band I, S. 39.)

Wir sehen hier Hermann Löns unter dem Einfluß Friedrich Nietzsches (von dem er später etwas geringschätzig sagte, daß er „so hübsch dunkel über die hellsten Sachen" zu reden verstünde) und der bekannten literarischen Vorbilder und Führer des modernen Naturalismus (Zola, Tolstoi, Dostojewski, Turgenjew, Ibsen, Strindberg, Karl Bleibtreu, Gebrüder

Hart, M. G. Conrad, Alberti u. a.), die ihm in seiner Lektüre lebendig geworden waren. In pathetischer, sozialrevolutionärer Kämpferstellung wütet er gegen die spießbürgerliche Konvention des Alltags, stürzt sich in wirklichkeitswütigem Impressionismus auf alle möglichen, meist angelesenen oder anempfundenen Stoffe, deren er habhaft werden kann, gefällt sich in einer unverhüllten Erotik, predigt einen zweckverneinenden Materialismus und Pessimismus, eine blasierte Fin-de-siècle-Stimmung bis zur Geschmacklosigkeit und zum Überdruß! (Vgl. „Das neue Lied", „Februar", „Hymnus", „Dezember", „Der Spatz", der Zyklus „Frau", „Zwei Verlorene", „Die Dirne", „Poeta laureatus", „Hymnus", „An die Ungezeugten", „Scheuerfest", „Ich" u. a.).

Unter dem äußeren Einfluß der Zeit kam in dieser Episode seines Lebens und Dichtens aber auch jene uns schon bekannte düstere Seite seiner Veranlagung und eine aus seiner damaligen schwierigen Lebenslage erwachsene pessimistische Welt- und Lebensanschauung zur Wirkung, die sich bis zu dem Satze verstieg: „Ein fauler Witz ohne Saft und Kraft ist das ganze menschliche Leben!"

Wenn wir also hier Hermann Löns als Menschen und noch mehr als Dichter in starker Abhängigkeit von fremdem Einfluß sehen, nach Form und Stoff und Tendenz, so war dies nur möglich, weil die Dichtung und Weltanschauung jener Tage in ihm in jener Periode seines Sturms und Drangs eine verwandte Saite anschlug. Das Aufbegehren seiner bisher durch eine strenge Erziehung geknechteten, nun aber ungestüm nach Freiheit verlangenden Herrennatur fand in jener Zeitströmung einen willkommenen Bundesgenossen. So wurde eigentlich nichts Fremdes in ihn hineingetragen, sondern es kam nur zu

raſcherem Ausbruch und deutlicherem Ausdruck, was in ihm gärte. Und für einen ſchärferen Blick iſt auch an dieſen Dichtungen ſeiner Sturm- und Drangperiode trotz aller Beeinfluſſung von außen die eigene Note unverkennbar. Die urſprüngliche Naturromantik ſeiner voraufgehenden Jugendjahre, das echt Volkstümliche und Heimatfrohe ſeiner eigenen Art iſt nur vorübergehend verſchleiert, aber nicht verſchüttet und vergraben. Es leuchtet immer wieder durch, und es bedarf nur der glücklichen Stunde, um es wieder frei und ungehindert hervorbrechen zu laſſen.

Neben den damals Modernen zeigen ſich auch unverkennbare Anklänge an ihm im Grunde verwandte ältere Dichter wie Lenau, Heine, Freiligrath und Herwegh. Und ſein eigentliches „Herz" war eben doch, wie er ſelbſt ſagt, von Anfang an immer nur bei Annette von Droſte-Hülshoff geweſen und hernach bei Liliencron und kehrte auch immer wieder zu dieſen ſeinen Geiſtes- und Seelenverwandten zurück (die übrigens auch bei den „Modernen" in Anſehen ſtanden), wenn er auch mit Kopf und Feder zeitweiſe dem ſchrankenloſen, ſich überſteigernden Naturalismus Gefolgſchaft leiſtete. Man leſe nur „Am Galgenberge", ein prächtiges, balladenhaftes Gedicht aus dem Jahre 1886, und nehme dazu etwa „Moorrauch" vom Jahre 1889, ſo wird man den Geiſt der Droſte, der in ſeiner Hinwendung zu Natur, Heimat und Volk dem ſeinen nahe verwandt war, nicht verkennen können. Und ebenſo trägt der „Vorfrühling an der Oſtſee" durchaus Liliencronſches Gepräge. Die Grundſtimmung ſeiner Seele, die Richtung zum ſchlicht Natürlichen, kam gegenüber dem unnatürlich und krank- und krampfhaft gewordenen Naturalismus immer wieder zum Durchbruch.

Zu einem schönen, schlichten Ausdruck gelangt diese seine Grundstimmung in den Schlußversen des Gedichtes „Regen" (1889):

„Klar muß der Geist und nüchtern sein
Im frischen Arbeitsgetriebe.
Du uraltschöne Allnatur,
Du bleibst meine letzte Liebe!"

So war es kein Wunder, daß verhältnismäßig bald die Stunde schlug, wo er aus dem Bann des entarteten Naturalismus befreit wurde, wo, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, ihm „die Milieuwurzelei" und der „ganze hochgepriesene naturalistische Quark in der Seele zuwider" wurde und er sich wieder zu der Linie zurückfand, die er schon in jungen Jahren so vielversprechend begonnen hatte. Seine Aufsätze über Peter Hille, der oben schon erwähnt wurde, vom Jahre 1904 und über den „Gorki-Kult" (1905) legen davon deutlich Zeugnis ab.

Wir wollen hier doch Hermann Löns selbst das Wort geben: „Ich erwischte das Buch und nahm es mit. Es war ein Roman, betitelt: ‚Die Sozialisten'. Ich fing um $^1/_2$10 nachts darin zu lesen an und hatte es morgens um $^3/_4$6 zweimal durchgearbeitet, einmal schnell und einmal langsam. Denn das Buch war für mich eine Offenbarung, war für mich der Handweiser an den längst geahnten (!) Weg zu einer künstlerischen Erkenntnis. Schon lange graulte mir innerlich vor dem Realismus und Naturalismus (‚Realismus' ist hier nicht als der sogenannte ‚poetische Realismus' von Hebbel, Keller usw. zu fassen, sondern mit ‚Naturalismus' zusammen als ein Begriff). Die ewigen aschgrauen Elendschilderungen, die fort-

während eselfarbige, humorlose Detailmalerei, diese durch undichterischen Arbeitsfleiß und unkünstlerisches Sitzfleisch zusammengeharkte Milieuwurzelei langweilte mich, und schon seit einem Jahre hatte ich mich bei Goethe, Keller, Grillparzer und Hebbel davon erholt. Und nun kam dieser westfälische Junge und warf in der unzeitgemäßesten Weise ein Buch in die Literatur, das geradezu eine Verhöhnung alles Gangbaren und Modischen war . . . Es war ein unmodernes Buch damals, heute wäre es modern. Heute wollen wir keinen Realismus (lies: extremen Naturalismus) mehr, heute wollen wir Poesie!"

Das letzte Wort sagt alles. Hermann Löns ist sich bewußt, zu der nach seiner Auffassung allein echten Poesie der Goethe, Keller usw. (wir dürfen wohl auch die Droste und Liliencron wieder nennen) zurückzukehren.

Und dazu nehme man seine im folgenden Jahre (1905) erschienene Abrechnung mit dem „Gorki-Kult": „Gorki geht uns nichts an. Er ist ein kleiner beschränkter Geist, und die Kenntnis seiner Werke bildet weder Geist noch Herz. Eine Novelle von Gottfried Keller, ein Gedicht von Goethe, ein kleines Lied von Eichendorff oder Storm ist mehr wert wie alles, was Gorki schrieb, schreibt und schreiben wird, und bringt dem deutschen Leser sowohl nach der seelischen wie nach der formellen Seite zehnmal soviel Gewinn. Schon einmal war ein russischer Dichter sehr Mode bei uns, Iwan Turgenjew. Viel Wert hatte es für uns nicht, ihn zu lesen, denn die Probleme, die er behandelte, die Menschen, die er schilderte, lagen uns fern und waren uns gleichgültig. Aber Turgenjew war wenigstens ein feiner Kopf, ein gebildeter Mensch und ein Beherrscher der Form. Wer Gorkis ganze Wertlosigkeit erkennen will, der lese

Turgenjews Jägertagebuch (!): er findet dort dieselben Menschen, dieselbe Schärfe der Beobachtung, dieselbe Genauigkeit der Schilderung, aber in wirklich künstlerischer Form (!). Es ist im höchsten Grade bedauerlich, daß eines französischen Schriftstellers, nämlich Zolas Bücher jahrzehntelang bei uns in einem solchen Umfang Absatz fanden, als wäre Zola ein Deutscher gewesen. Aber immerhin war das verständlich; denn wenn auch Zola den Dichter und Romantiker (!) in sich selbst mordete und sich wider seine höhere Begabung zum öden Naturalisten umarbeitete, ganz konnte er den Dichter und Symboliker (!) in sich doch nicht totschlagen, und so blieb dem Leser immer noch ein kleiner Gewinn. Auch die Tolstoi-Kultur, die bei uns grassierte, hatte einen Schein von Berechtigung. Für Rußland ist der Mann eine Notwendigkeit: alles, was dort bald in hellen Flammen emporlodert, bald nur schwach unter Asche und Kohlen glimmt, alle die dumpfen Stimmungen, die durch die Seele dieses schwerfälligen und leichtlebigen, asketischen und sinnlichen, träumerischen und brutalen Volkes gehen, faßte er in Worte, und wenn er uns auch in der Form nichts gab, der Inhalt seiner Schriften hatte immerhin ein kulturhistorisches, politisch-religiöses Interesse für uns. Die Gorki-Vergötterung hat aber nicht die geringste Berechtigung, denn . . . nackt und nüchtern, wie ein schlechter Photograph gibt er die Unglücklichen und Elenden wieder . . ., ohne einen Strich eigener Retusche hinzuzufügen. Er führt weder durch eine künstlerische Form seine Probleme zu künstlerischer Lösung, noch weist er durch neue Gedanken auf Mittel zur Abhilfe hin. Er schildert, schildert und schildert ohne jeden Zweck Säufer, Verbrecher, Unglückliche, Kranke, tut also weiter nichts als die Grausamkeiten des Lebens zu wiederholen . . . Während

deutsche Dichter, wie Liliencron und Hartleben, sich mühsam durchs Leben quälen mußten, ehe sie vor Not und Sorge geschützt waren, oder wie Peter Hille auf der Straße umkamen, wirft man diesem Prediger des moralischen Nihilismus, des künstlerischen Anarchismus . . . deutsches Geld mit vollen Händen zu. Diese . . . Geschmacksverwirrung wird nicht lange dauern. Vielleicht ist Gorki bei uns morgen schon vergessen. Und wer wird dann Deutschlands meistgelesener Dichter sein? Vielleicht ein Herero!"

Wir haben hier im Rahmen unserer Charakterologie natürlich nicht über Richtigkeit und Unrichtigkeit dieser Lönsschen Kritik zu urteilen. Aber wir hielten es für zweckmäßig, sie in einem ausführlichen Auszuge wörtlich wiederzugeben, weil sich Hermann Löns dadurch als Dichter und Kritiker aufs trefflichste selbst charakterisiert. Seine eigene Auffassung vom Wesen und der Aufgabe der Poesie tritt uns hier in seltener Klarheit entgegen, und zugleich können wir dabei sein scharfes, selbständiges, eigenwilliges Urteil beobachten, das vor keinen Autoritäten haltmacht und den herrschenden Zeitgeschmack, der ihn eine kurze Weile in Bann geschlagen hatte, kräftig und selbstbewußt von sich abschüttelt. Es dürfte sich erübrigen, auf Einzelheiten in den gegebenen wörtlichen Ausführungen näher einzugehen. Das für Hermann Löns Charakteristische springt ohne weiteres ins Auge. An einzelnen Stellen haben wir uns erlaubt, durch eingefügte Ausrufungszeichen den Leser aufmerksam zu machen.

Doch sei noch ein kleines Gedicht hinzugefügt, in dem er mit der bezeichnenden Überschrift „Entschuldigung" dem krassen Naturalismus, dem er bisher Gefolgschaft leistete, den Abschied gibt:

. . .
„Ich habe mit Macht
Die modernsten Gefühlchen in Reime gebracht.

Doch ach, das wurde ein klägliches Zeug,
Wie Wasser so dünn, wie Semmel so weich.

Ich hege dafür keine Schwärmerein,
Ich ess' lieber Schwarzbrot und trink lieber Wein.

Nach kurzer Zeit bin ich abgezehrt
Zur gewohnten Kost zurückgekehrt!"

Die Abkehr vom übertriebenen Naturalismus vollzieht sich bei Hermann Löns auch dadurch, daß er — was sonst gar nicht seine Art ist — eine Reihe von Gedichten umarbeitet (z. B. „Das Gewitter", „Die Pleistermühle"), um sie später in seinem „Goldenen Buch" oder der Zeitschrift „Niedersachsen" zu veröffentlichen. Alles Bizarre, Krankhafte, Grausige, aller naturalistische Überschwang, dem er, der Nachtseite seiner Veranlagung Folge gebend, eine Weile gehuldigt hatte, wird gestrichen.

Auch in der „Menschlichen Tragödie", einer Sammlung von Gedichten, die Hermann Löns mit Max Apffelstaedt und andern gemeinsam im Jahre 1893 herausgab, sind von ihm nur Gedichte vertreten, die sich von den sonstigen naturalistischen Programm- und Tendenzgedichten vorteilhaft abheben.

Und als er im Jahre 1897 noch einmal die Absicht hatte, einen Teil seiner Jugendgedichte drucken zu lassen, war er innerlich schon so weit von ihnen abgerückt, daß er den Plan bereitwillig gern wieder fallen ließ, als sich äußere Schwierigkeiten ergaben.

Aus der ganzen münsterischen Dichterperiode ergibt sich mit voller Deutlichkeit, daß Hermann Löns auch als Dichter immer ein Ringender, ein Kämpfer war, der nicht nur gegen äußere Einflüsse und Mächte, sondern auch gegen Neigungen und Leidenschaften in seiner eigenen gegensätzlichen Natur zu kämpfen hatte und ehrlich und mannhaft gekämpft hat, um sich schließlich immer wieder und immer mehr zu seinem ureigensten Dichterideal siegreich hindurchzuringen, das wir in die drei Worte fassen können: Natur, Heimat und Volkstum! Da uns aber nicht nur die Zielrichtung des Dichters — ganz abgesehen vom Sachlichen und Stofflichen — sondern auch die Art und Weise seines dichterischen Schaffens charakterologisch interessiert, wollen wir jetzt noch einen Blick in die Werkstatt des Dichters zu gewinnen suchen.

Die ungemein starke Fruchtbarkeit seines dichterischen Schaffens wurde schon betont. Sie fällt in der münsterischen Zeit auf und auch später wieder. Es scheint so, als wäre sie periodenweise besonders hervorgetreten, wenn die Überfülle der Erlebnisse und Gefühle zur Entladung drängte. Auch in der münsterischen Zeit standen neben vielem Angelesenen und Nachempfundenen bestimmte eigene Erlebnisse, besonders Liebesabenteuer, hinter den Erzeugnissen seiner Dichterphantasie und poetischen Gestaltungsfreudigkeit. Und die künstlerische Gestaltung erfolgte bei Hermann Löns dann mit einer erstaunlichen Leichtfertigkeit, Selbstverständlichkeit und Schnelligkeit, ja, fast mit ungestümer Hast, nicht selten auf Kosten der Formvollendung. Hermann Löns feilte nicht lange an seinen Gedichten herum, sondern ließ sie meist stehen, wie sie ihm aus der Feder flossen. Erst viel später, nachdem er zeitlichen Abstand von seinen Schöpfungen gewonnen hatte, ging er zuweilen

daran, Ausdruck und Form ein wenig zu ändern. Ein Beispiel hierfür wäre das bekannte „Winter" überschriebene Volkslied: „Über die Heide geht mein Gedenken." Hermann Löns war also auch kritisch gegen sich selbst, wie er denn ja auch über seine Gedichte aus früherer Zeit oft sehr geringschätzig urteilt, sie nicht selten gänzlich verwirft. Er bleibt nicht selbstgefällig beim Erreichten stehen, sondern hängt sich selbst den goldenen Kranz immer höher in die Sterne.

Über die Art seines künstlerischen Schaffens belehrt er uns selbst am besten durch Selbstzeugnisse und Urteile über andere Künstler und Dichter. So sagt er in seiner kleinen Lebensskizze, (die natürlich nicht nur die bisher behandelte Zeit, sondern auch die nachfolgende bis zu seinem Roman „Dahinten in der Heide" — 1909 — umspannt; wir müssen daher für die angeschnittene Frage etwas vorgreifen, können es auch unbedenklich tun, weil seine Schaffensart immer dieselbe geblieben ist): „Ganz urplötzlich entstand mitten zwischen den journalistischen Arbeiten ein Gedicht, das sich sehen lassen konnte, eine Skizze, die Form besaß . . . Die beste Lehrerin war mir doch die Heide. Ich durchstreifte sie, die Büchse über das Kreuz geschlagen, nach allen Richtungen, wohnte wochenlang in der Jagdbude, lebte monatelang unter Bauern, und dann, wenn ich wieder in den Stadttrubel kam, formte sich das, was mir der Wind, der über die Heide ging, erzählt hatte, zu fester Gestalt. So entstand ganz ohne mein bewußtes Wollen (!) fast alles, was ‚Mein braunes Buch' enthält. Dann stieß mich ein inneres Erlebnis zum Verse hin. Ich begann mich als Dichter zu fühlen. In drei Wochen schrieb ich ‚Mein goldenes Buch' hin. Damals gefiel es mir, denn es bedeutete eine Rettung für mich. Heute weiß ich, daß vielleicht ein Drittel

der Gedichte von Wert sind, die andern nicht (!). Aber die Hauptsache war: ich fing an, an mich zu glauben. Und so suchte ich die besten Jagdschilderungen heraus und stellte sie als ‚Mein grünes Buch' zusammen. Es gefiel. Ich bekam Mut, kramte meine Mappe durch, und ‚Mein braunes Buch' entstand. Es wurde mehr gekauft, als es verdient, denn es enthält sehr ungleichwertige Stücke . . . Ab und zu gelang mir eine Ballade. Wie sie entstanden, das weiß niemand weniger als ich. Irgendeine eigenartig beleuchtete Landschaft, die ich, wer weiß vor wieviel Jahren (!) sah, ohne bewußt darauf zu achten (!), tritt vor mich, und in ihr der schattenhafte Umriß eines Menschen. Plötzlich ist die erste Strophe mit dem einzig dafür möglichen Versmaß da. Damit bin ich dann lange behaftet. Mit einemmal muß ich schreiben. Es ist, als wenn ich nur zuzugreifen brauche; alles geschieht ohne mein Wollen. Hinterher wundere ich mich, woher ich das wußte, wie ich das konnte. Alles, was an meinen Dichtungen, sei es Vers, sei es Prosa, gut ist, steht außerhalb meines äußeren Wollens (!). Ich habe einst Balladenstoffe gesammelt. Sie sind in ihrer Mappe verstaubt, ohne daß nur aus einem etwas wurde. Dann aber belästigte mich mit einemmal eine Vorstellung, quälte mich irgendein geschichtliches Ereignis, über das ich vor Jahren flüchtig hingelesen hatte, zwang mir den Bleistift in die Hand, und da stand sie, die Ballade, lachte mich an und sagte: Na, was sagst du nun? . . . Genau so ist mein erster Roman entstanden . . . Mitten in einem Übermaß von Arbeit und Ärger stand der ‚Hansbur' vor mir, stieß mich, der ich vor Überarbeitung und Erkältung kaum stehen konnte, an den Schreibtisch, und kalt und ruhig, als schrieb ich an einer trockenen zoologischen Arbeit, schrieb ich zwischen Leit-

artikeln . . . das Leben eines Heidebauern hin, der in einer Zeit lebte, die ich nur aus dem Munde ganz alter Leute kenne und aus den Sprüchen und Schnörkeln, die auf den alten Schoppen und Tellern stehen, die ich auf meinen Pürschgängen in der Heide geschenkt bekam. Ohne es zu wollen, fand ich für den Stoff auch den Stil . . . Ich glaube, daß ‚Der letzte Hansbur' Bestand haben wird. Ich darf das getrost sagen, denn mir ist, als hätte ich nur niedergeschrieben, was mir jemand über die Schulter diktierte (!). Denn es erscheint mir eigentlich unmöglich, daß ich, der ich täglich mindestens acht Stunden an der Zeitung arbeiten mußte, in zwölf Tagen (!), freilich mit den halben Nächten, den Roman schrieb und einige Wochen nachher, bei ebensoviel Arbeit und doppelt soviel Ärger und dreifach soviel Sorgen, weil mir inzwischen wegen allzu großem Mangel an subalterner Gesinnung die Stellung (in Bückeburg) gekündigt war, in vierzehn Tagen einen zweiten Bauernroman „Dahinten in der Heide" ebenso äußerlich kalt und ruhig hinschrieb wie den ersten."

Steht in diesem Selbstbekenntnis, das wir absichtlich so ausführlich und wörtlich wiedergeben, nicht ein wirklicher, echter Dichter vor uns, bei dem das Wort „Kunst" nicht von Können und auch nicht von Wollen herkommt, sondern von Müssen?

„Was wißt denn ihr, was es heißt, den Wehrwolf schreiben müssen?" So sagt Hermann Löns, als nach Vollendung dieses seines dritten und größten Romanes (in wiederum drei kurzen Wochen!) seine Angehörigen und Freunde sein Krankenlager umstanden, auf das ihn die körperliche und seelische Überanstrengung geworfen hatte. Ja wahrlich, Hermann Löns war ein Dichter von Gottes Gnaden, ein aus

innerstem Erleben und Bedürfnis heraus frei und schöpferisch gestaltender Künstler! Selbstbewußt und eigenwillig, nicht ohne Schwächen und Mängel, aber auch kritisch gegen sich selbst und ehrlich bis in die Knochen!

Als Ergänzung zu seinem Selbsturteil wollen wir nun auch noch einige Urteile von Hermann Löns über andere Künstler und Dichter heranziehen, da er auch durch diese sich selbst und sein eigenes Schaffen charakterisiert.

In einer Arnold Böcklin gewidmeten Studie „Vom künstlerischen Schaffen" führt Hermann Löns aus: „Es kommt bei einer künstlerischen Schöpfung durchaus nicht darauf an, daß sie der Wirklichkeit entspricht, jener banalen Wirklichkeit, die, wie Böcklin sich in seiner derben Art ausdrückte, jeder Dienstmann sieht; wo die künstlerische Kraft fehlt, oder wo künstlerisches Können auf falschen Wegen wandelt, da wird es niemals überzeugen können. Umgekehrt aber wird wahres künstlerisches Können das Unmögliche möglich und das Unwirkliche wirklich machen, denn der Künstler soll nicht, was er mit seinen beschränkten technischen Mitteln auch niemals kann, der mit unzähligen Mitteln schaffenden Natur nachschaffen, er soll ihr nur die Gesetze des organischen Schaffens ablauschen und dann eine neue, nämlich seine eigene Welt schaffen."

Ganz ähnlich sehen wir das künstlerische Ideal, das Hermann Löns sich selbst gesetzt hatte, in einem Aufsatz über Karl Spitteler ausgesprochen: „Aller großen Kunst Kennmarke ist die Leichtigkeit der Form und die Durchsichtigkeit des Inhaltes. Kunst soll auf die Sinne wirken, nicht mit dem Verstande begriffen werden. Dunkle Tiefe ist immer verdächtig. Nietzsches Dunkelheit ist Schwäche und Unvollkommenheit.

Ibsens Dunkelheit ist Zielbewußtseinslosigkeit, ist Mangel an Richtungsgefühl. Ein Mann wie Klinger, dessen Werke zum Denken zwingen, ist kein Künstler im strengen Sinne. Er ist ein Grübler, der sein Gesicht mit falschem Material und darum in falscher Form wiedergibt. Uns nordwestdeutschen Leuten, hinter deren schwerem Gebaren so viel frisches Wagen ist, und die ihr weiches Herz so ängstlich hinter harten Zügen bergen (!), mutet Spitteler trotz seiner vielen schweizerischen Spracheigentümlichkeiten als einer der Unsrigen an. Er hat die Schwere, Herbheit und Ruhe unserer Bauern, ihr zähes, ernstes festes Wollen, ihren überlegenen, sieghaften eichenholztrockenen Humor, der uns bei den andern großen Schweizern, bei Gottfried Keller und Arnold Böcklin, so heimatlich berührt, eine sonnige Würde der langschädeligen Germanen, die von der brachyzephalen Zappligkeit eines Rosegger so vornehm absticht. Der Schmarotzer am Stamme des gesunden Stammesempfindens, der literarische Partikularismus, großgezüchtet in mißverstandener Heimatbewegung von niedersächselnden und bajuvarisierenden Literaturdemagogen und Geschäfthubern, zieht in seiner kirchturmpatriotischen Engbrüstigkeit Stacheldrahtzäune zwischen die deutschen Sprachgefilde und errichtet Schranken zwischen den Stämmen. Die Mühe ist vergebens. Es kommen immer wieder Riesen, treten die Zäune nieder und brechen die Schranken ab, sie einen Nord und Süd, Ost und West, soweit die deutsche Zunge klingt, werden die Unsern und machen uns zu den Ihrigen. Die Kunst, die nur Heimatkunst ist, ist kleiner Art; hohe deutsche Kunst ist alldeutsch (!)."

In diesen beiden Studien über Böcklin und Spitteler, deren sachliche Urteile hier wieder ganz unberücksichtigt bleiben

müssen, wächst Hermann Löns gewissermaßen über sich selbst hinaus. Wir sehen deutlich, wie er von der bloßen Naturabbilderei und der bloßen Heimatkunst abrückt und ihm das Ideal einer deutschen Höhenkunst vorschwebt. Es kann wohl nicht zweifelhaft sein: in jenen „Riesen", von denen er spricht, zeichnet er sein eigenes persönliches Ideal als Dichter und Künstler!

Nebenbei fällt aus den wiedergegebenen Ausführungen auch noch allerlei sonstiges charakterologisches Material ab. Es sei nur kurz auf die Charakterisierung der nordwestdeutschen Wesensart verwiesen, für die er bei den Schweizern verwandte Züge findet. Auch hierin zeichnet Hermann Löns sich selbst als nordwestdeutschen Menschen. Das Dichterische und das Menschliche berührt sich hier oder geht ineinander über, wie auch sonst, und wie es ja auch gar nicht anders sein kann.

Wir wollen daher noch eine dritte Studie von Hermann Löns hier herbeiziehen, die er im Jahre 1906 im „Türmer" über — Napoleon veröffentlicht hat. Vermutlich ist sie sehr wenig bekannt, aber charakterologisch für Hermann Löns unendlich aufschlußreich. Wir hätten diese Skizze auch schon in unserem IV. Abschnitt („Der Mensch") berücksichtigen können. Aber weil sie eine künstlerische Leistung des Dichters darstellt und vom genialen Menschen handelt, mag sie auch hierher passen und der Kennzeichnung des „Dichters" beigefügt werden. Die Studie über Napoleon führt den Titel „Lui-même". Hermann Löns schreibt: „Will man den Korsen erkennen, so muß man ihn nackt und in seiner persönlichen Lokalfarbe vor sich haben, nicht in dem wechselnden Kostüm seines Schicksals, nicht unter den zitternden Lichtflecken der Zeitgeschichte. Man muß beiseite lassen, was er wurde, um zu wissen, was er war.

Nur so wird man die Spezies erkennen, der er angehörte. Darum fort mit dem Purpur, mit dem Feldherrnstab, den Schlachten, den Siegen, den Niederlagen; nicht der Kriegsschüler, der Artillerieleutnant, der General, der Konsul, der Feldherr, der Kaiser, nur der Mann an und für sich, Napoleon Bonaparte, seines Geistes Wesen soll untersucht werden. Es findet sich zuerst die für einen Nervenmenschen bezeichnende Erscheinung äußerer Zusammengesetztheit: warmes Blut, kalter Wille, jähe Laune, zähes Zielhalten; explosive Kraftäußerungen, neurasthenischer Zusammenbruch; heiße Ruhmsucht, kalte Menschenverachtung, stürmische Genußsucht, besonnene Askese; es liegt also ein Charakter von irisierenden Erscheinungen vor. Das Organ für produktive Phantasie ist stark entwickelt und sein Sekret, das Ideal, ist reichlich vorhanden; er nimmt die Welt nicht in der überlieferten Form, er schafft sie nach dem Widerbilde seiner Einbildungskraft; er ist also Revolutionär, Neugestalter, ein Mann ohne Tradition, ein Mensch ohne Respekt, ein Vorwärtsseher, eine Kraft in seiner Zeit, nicht eins ihrer Produkte; er paßt nicht sich der Zeit, er paßt sie sich an . . ."

So geht es in ähnlicher Weise weiter, in demselben lapidaren Stil, in kurzen knappen Strichen und kühn und überraschend in Fragestellung und Urteil. Aus jedem Wort spricht verhaltene Bewunderung. Und doch will Hermann Löns den großen Korsen keineswegs verherrlichen, nicht einmal verteidigen, nur ihn kennzeichnen, ihn zeigen, so wie er ihn sieht. Am Schluß seiner Skizze gelangt er sogar zu einer Verurteilung. Die letzten Sätze lauten: „Des Menschen Beruf ist es, zu schaffen, Kleines oder Großes, je nach seiner Kraft . . . Er aber, der ein großer Erschaffer sein sollte, wurde ein großer

Vernichter. Darum scharrte ihn, den entgleisten Künstler (!), das Schicksal in der Armesünderecke der Geschichte ein. Und auf seinen Grabstein schrieb es nur die zwei Worte: Lui-même. Weiter nichts."

Und warum schrieb Hermann Löns diese Skizze? Und warum führen wir sie hier an? Weil der Dichter in dieser Studie über den korsischen Riesen, die zugleich eine Charakterskizze und eine Kritik ist, sich selbst wie in einem Spiegel sieht, und weil sie daher auch uns dazu dienen kann, an ihr das eigene Wesen des Dichters zu ergründen.

Hermann Löns fühlte sich in seiner Eigenschaft als Dichter und Künstler selbst als ein Riese, ein „Promethide" (wie er Napoleon in obiger Skizze auch nennt), der weiter nichts sein wollte als — er selbst! Aber er fühlte auch die Schwächen und Schranken seiner Persönlichkeit und seines Künstlertums und setzte sich eben daher immer wieder aufs neue höhere Ziele und Ideale für sein positives Schaffen.

Außer durch die Art und Ziele seines künstlerischen Schaffens kennzeichnet sich der Dichter Hermann Löns auch durch die Wahl seiner Stoffe, durch Komposition und Stil seiner Dichtungen und ganz besonders durch die Charaktere seiner Romanhelden.

Bevor wir aber auf diese Punkte näher eingehen, wird es angezeigt sein, zunächst einmal den historischen Faden wieder aufzunehmen und ihn da wieder anzuknüpfen, wo wir ihn fallen ließen. Denn auch der Entwicklungsgang des Dichters ist charakterologisch bedeutsam, und wir müssen daher sein Bild immer wieder in den geschichtlichen Rahmen hineinstellen.

Wir folgten Hermann Löns in seinem Lebensgang und seiner dichterischen Entwicklung bis ans Ende seiner Studenten-

zeit in Münster (1890). Aus unserm Abschnitt VII („Der Journalist") ist uns bekannt, daß nunmehr die Periode seiner journalistischen Tätigkeit einsetzt. Von 1891—1992 ist er in Kaiserslautern als Journalist tätig, den Spätsommer 1892 in Gera, im Herbst in Hamburg. Im Jahre 1893 verheiratet er sich mit Elisabeth Erbeck (Scheidung der Ehe 1901) und ist dann bis zum Jahre 1907 Redakteur in Hannover; von 1907—1909 in Bückeburg und endlich von 1909—1911 wieder in Hannover. Bis zum Jahre 1911 währte auch die zweite Ehe, die er 1902 mit Lisa Hausmann geschlossen hatte. Wir stellen diese Angaben, die schon oben da und dort gemacht waren, hier der besseren Orientierung halber noch einmal zusammen.

In diese journalistische Periode — es sind gerade rund zwanzig Jahre (1891—1911) — fällt nun auch seine zweite Dichterperiode etwa bis 1905, wenn wir die bisherige Zeit (1884—1890) als Jugendperiode zusammenfassen wollen. Später können wir dann noch von einer dritten reden (von 1906 ab).

Hermann Löns war Dichter, bevor er Journalist wurde, und er ist auch als Journalist immer Dichter geblieben. Aber doch empfing er auch durch seine journalistische Tätigkeit mancherlei Anregung und Förderung für sein Dichtertum, wie er auch selbst später anerkannt hat (vgl. Castelle, Gesamtausgabe, Band I, S. 67). So kann man sagen, der Dichter wird zum Journalisten und aus dem Jornualisten erwächst von neuem der Dichter.

Seit 1890 war Hermann Löns mit Elisabeth Erbeck bekannt. Während er mit ihr verlobt war — hierhin gehört seine Kaiserslauterner Zeit —, hielt er sich von anderen Liebesabenteuern fern. Auch seine Gedichte aus dieser Zeit schweigen

davon. Hermann Löns bereitet sich ehrbar und bieder auf den Ehestand vor und sehnt sich nach der Verbindung mit seiner Braut. Er widmet ihr kleine belanglose Gedichte (vgl. die „Erinnerungen" von Elisabeth Erbeck). Von einem dichterischen Ertrag der Bräutigamszeit kann man nicht reden. Seine Sehnsucht nach der Ehe, die Elisabeth Erbeck in ihrem Büchlein stark betont, war wohl zu einem guten Teil darin begründet, daß er durch die Ehe aus der Misere seines bisherigen Lebens herauszukommen und festen Boden unter die Füße zu kriegen hoffte. In Kaiserslautern lernte er die Dichtungen Franz von Kobells kennen, und es ist anzunehmen, daß diese Anregungen (neben schon voraufgegangenen Beeinflussungen durch Turgenjews „Jägertagebuch" und vielleicht auch Heinrich Harts „Nimrod") ihn dazu geführt haben, das Jagdmotiv in seinen Naturdichtungen stärker zu betonen (vgl. Deimann, a. a. O. S. 120).

Eine im eigentlichen Sinne dichterische Tätigkeit — die kurzen Aufenthalte in Gera und Hamburg kommen nicht in Betracht — entwickelte Hermann Löns erst wieder seit 1893 in Hannover. Hier entstehen mitten in seiner journalistischen Tätigkeit, meist als Plaudereien für die Sonntagsbeilage geschrieben, die prächtigen Natur-, Tier- und Jagdskizzen, durch die er als „Fritz von der Leine" so rasch berühmt wurde, und die er zunächst 1901 in seinem „Grünen Buch", 1906 in seinem „Braunen Buch" usw. zusammengestellt und veröffentlicht hat. Gelegentlich gelingen ihm auch lyrische Sachen, die er der im Jahre 1902 unter dem Titel „Mein goldenes Buch" herausgegebenen Sammlung einreiht, und außerdem drängt es ihn zu Bauerngeschichten (vgl. das spätere Werk „Die Häuser von Ohlenhof").

Die Anregungen, Motive und Stoffe zu seinen Dichtungen holte er sich in Wald und Flur und in den Dörfern auf seinen ständigen Wanderungen und Jagdfahrten. Er sagt selbst in einem Brief an Castelle: „Ein sehr wertvolles Mittel, an Land und Volk heranzukommen, war mir die Jagd." Von gesellschaftlichen Verpflichtungen in der Stadt hielt er sich möglichst fern, und auch dem Alkohol hat er zeitweise gänzlich (einmal zwei Jahre lang) entsagt. Für die Stoffgewinnung kam ihm auch sein früheres naturwissenschaftliches Studium zustatten. Er sagt einmal selbst, daß er zwar „anderthalb Jahre mit der Viecherei verplempert", aber dabei ein „unendliches Material gesammelt" habe, aus dem er, wenn er sonst zu nichts anderem Schreiblust habe, „etwas heraushole" und „zu einem volkstümlichen Aufsatz vermurkse". „So etwas wird gern gelesen, und ich brauche das bißchen Dichtergabe nicht immer zu Zeitungszwecken anzugreifen." „Ich habe erst geflucht und getobt, als ich merkte, wie sehr die trockene Zoologie mich vom Schaffen (!) abhielt. Aber wenn mein Stil reifer und meine Darstellung plastischer wurde, so habe ich das diesem Denkgesundbad zu verdanken. Man muß so viel Lyrik, Romane usw. schlucken als Kritiker, daß man dabei schließlich sein Eigenes verliert, und man kriegt es nur wieder zu fassen, schrubbt man sich das fremde Zeug mit etwas ganz Hartem von der Pelle. Und so anderthalb Jährchen Systematik, Nomenklatur, Morphologie und Zoogeographie mit der dabei nötigen scharfen kritischen Arbeit ist dem Brägen genau so gut wie den Schreibknochen drei Wochen Heidestrampelei und den hyperästhetischen Nerven dieselbe Zeit Bauernverkehr und Rehbockschießerei. Man glaubt, man verdummt, und plötzlich fühlt man, wie hell und licht es um einen wird. Dich,

dachte ich, interessiert es ein wenig, wie ich wurde und auf welche Art ..." (Brief an Apffelstaedt).

In diesen Worten kennzeichnet der Dichter zugleich sein damaliges Leben und seine Arbeitsweise. Außerdem zeigt er uns, wie er sein früheres Naturstudium für Stoff und Stil seiner Dichtungen verwertet. Nebenbei ist auch der derbe Briefstil für ihn charakteristisch. Er ist immer noch (oder wieder) ganz und gar, auch als Zeitungsredakteur, verheirateter Mann und reifer gewordener Dichter, der urwüchsige Naturmensch, der er von Jugend auf gewesen war.

Als Naturmensch, Heidewanderer und Jäger schreibt er sein „Grünes Buch" (Jagdskizzen), später sein „Braunes Buch" (Natur- und Menschenbilder) und weiter solche prächtige Skizzenbücher (im ganzen sind es dreizehn) bis zu der aus dem Nachlaß herausgegebenen Sammlung „Aus Forst und Flur", die schon vorher in den „Tierbildern" von Meerwarth erschienen waren: poetische Prosa, Gedichte ohne Vers und Reim, Naturkunde, Tierkunde, Menschenkunde in Kunstform. Gerade in diesen Skizzen steht unser Dichter einzig da in der deutschen Literatur, ja, man kann wohl sagen in der Weltliteratur. Keiner hat so etwas vor ihm gekonnt, keiner hat es ihm bisher nachgemacht. Und wenn es jemand gelänge, so wäre es eben doch weiter nichts als — Hermann Löns! Hier ist er ganz er selbst. Aus seinem ureigensten Wissen, Kennen, Schauen, Erleben ist alles geboren. Nur vermöge seiner einzigartigen, von niemand sonst auch nur annähernd erreichten Naturverbundenheit, seinem Du-auf-du-Sein mit den Bäumen und Blumen, den Tieren und Menschen in Heide und Wald vermochte er diese Naturdichtung in Prosa zu schaffen. Inhalt und Form, Stoff und Stil sind eins. Keins von beiden ist

anders zu denken, als wie es eben dasteht. In kleinen knappen Bildern und in einer wunderbar bildhaften, oft derben, volkstümlichen, absichtlich ungehobelten Sprache läßt Hermann Löns die eigenartige Welt der niedersächsischen Heidelandschaft, ihr buntes Tierleben und ihre urwüchsigen Menschen vor uns lebendig werden. Da ist nichts Gemachtes, Erkünsteltes, nur am Schreibtisch Erdachtes. Alles, was er schreibt, ist draußen in Gottes freier Natur wirklich geschaut und erlebt und empfunden. Wer seine Schilderungen mit verstehendem und nachfühlendem Gemüte liest, glaubt selbst mit dem Dichter durch Wald und Heide zu wandern und alles in natürlicher Wirklichkeit zu erleben. Hermann Löns läßt die Natur, die Bäume und Blumen und Tiere selbst zu uns reden, denn er kennt sie alle, nicht nur mit Namen, sondern auch in ihrem innersten Wesen, und neben dem kenntnisreichen Naturforscher, dessen scharfem Auge nichts entgeht, und der auch das winzigste Tierchen und die unscheinbarste Pflanze beachtet und kennt, steht immer zugleich der gedankenvolle Dichter und bildhafte Künstler, dem die Gestaltung und Formgebung wie von selbst aus der Feder zu rinnen scheint. Ganz besonders in den Tierschilderungen schaut überall neben dem wissenden Naturkenner auch der warme Tierfreund zwischen den Zeilen hervor, der sich in das Seelenleben der Tiere vertieft, es mit viel Sinnigkeit und Humor ins Menschliche übersetzt, ohne doch eigentlich die Tiere selbst unglaubhaft zu vermenschlichen.

Diese Naturskizzen sprechen für sich selbst. Nur ein wirklicher Naturkenner, nur ein echter Dichter, wie es Hermann Löns von Anfang an gewesen ist, vermochte sie zu schaffen.

Das feinere kritische Auge kann bei dem Dichter in diesen seinen Naturbildern im Laufe der Jahre aber doch einen deut-

lichen Fortschritt des Stils und der epischen Gestaltungskunst beobachten. Der Dichter hat es selbst ausgesprochen: „Ich habe in den letzten Jahren (vor 1906) einen sehr ulkigen Stilprozeß durchgemacht und komme allmählich zu dem Formstandpunkt zurück, mit dem ich als Student begann. Die Naturschilderungsweise der letzten Jahre halte ich für ganz falsch. Beschreiben sollen wir nicht, oder vielmehr malen. Sieh mal der Jürn (Schäfer Jürn, erstes Stück im „Braunen Buch") ist mit keinem Worte geschildert, und er steht doch plastisch da. Das ist das richtige" (Aus einem Brief im Jahre 1906 an Apffelstaedt).

Die ganze dichterische Art von Hermann Löns ist epischer geworden. „Ein lyrisches Buch werde ich sobald kaum herausgeben (dies geschah erst wieder 1911). Mich drängt es zur streng stilisierten Prosa und zur Ballade", schreibt der Dichter in demselben Brief. Und als seine Vorbilder nennt er für diese Zeit besonders Gottfried Keller und Karl Spitteler, wobei er sich zu dem begeisterten Urteil versteigt: „Letzteren halte ich für den größten lebendigen deutschen Dichter . . ." „Es (Werke von Spitteler) ist mehr wert als die ganze Literatur seit Gottfried Keller . . . Er ist ein Mann für kluge, klare und feine Köpfe. Die Menge wird ihn nie fassen . . . Mich hat der Mann mit einem Ruck zehn Meilen weiter gebracht, gerade wie Keller . . . Liest man die (Zola usw.), so sehnt man sich nach Goethe und Keller und Spitteler . . . Man wird exklusiver, ist man vierzig alt, und vor allem unlyrisch. Das ist doch mehr etwas für Kinder. Von meinem „Goldenen Buch" vertrage ich höchstens noch zwölf Lieder (im ganzen stehen 60 drin); die andern öden mich. Das alles ist ja schon tausendmal und viel besser gesungen (!). Ab und zu fällt mir

Lyrik ein, ich lasse sie ungebrochen blühen und binde sie später in Prosakränze ein, anstatt jedes Blümel abzuruppen und behufs Verblühens in den Pott mit Verswasser zu stellen. Es ist ja möglich, daß später einmal wieder lyrisch geschrieben werden muß von mir, aber vorläufig nimmt die Lyrik andere Formen an, gibt sich episch oder dramatisch" (aus demselben Briefe).

Und Hermann Löns bekennt immer wieder, daß er sich zu all seinen Dichtungen die Stoffe und Motive als Wanderer und Jäger aus der Natur, den Dörfern und aus dem Landvolk geholt habe: „Die heimliche Pürsche in Heide, Moor und Wald brachte mich . . . zum Nachdenken. Ich sah, während ich an Bock und Fuchs dachte, die Natur in ihren großen Umrissen; ich lernte, daß mir das Landvolk mehr bot als das der großen Stadt" (aus der eigenen Lebensskizze).

Man wird wohl sagen können, als Hermann Löns sein „Braunes Buch" herausgab, 1906, stand er für dieses Gebiet (Naturskizzen) auf der Höhe seiner Kunst: Anschaulichkeit und Plastik der Bilder, Gegenständlichkeit und Farbenkraft der Sprache in Wortbildung und Ausdrucksweise zeigen eine Vollendung, die er nicht mehr übertreffen konnte.

In dieser Naturkunst strömte sein ganzes inneres Wesen aus. Er fand darin, für eine Weile losgelöst von den Widrigkeiten und Hemmungen seines beruflichen und häuslichen Lebens, sein Genüge und seine Befriedigung. Was er wußte und dachte, was er schaute und erlebte, was er liebte und wünschte, gewann darin künstlerische Gestalt und wird so für uns zu einem Abbild dieser Seite seiner ganzen Persönlichkeit.

Wie wir schon einmal sagten, die Motive und Stoffe, die er für seine Dichtungen wählte, und die Art, wie er sie fand

und künstlerisch zum Ausdruck brachte und formte, charakterisierten Hermann Löns als Menschen und als Dichter. Vor uns steht immer wieder der innigst naturverbundene, heimattreue und landvolkliebende Mensch, aber zugleich auch der über Naturbegeisterung und engbrüstige Heimatkunst machtvoll und zielbewußt zu immer größerer Vollendung, zu wahrer Höhenkunst hinaufdrängende und hinaufstrebende Dichter und Künstler.

Und auch hier tritt immer wieder, mitten in den herrlichsten Naturerlebnissen die Unausgeglichenheit, die innere Zwiespältigkeit seines Wesens und Lebens uns erschütternd entgegen: „Gedanken umflattern mich, Gedanken, schwarze wie Fledermäuse und lichte, bunte, wie schöne Falter. Das Rätsel vom Leben und Tod (!), von Werden und Vergehen taucht vor mir auf, schöne Stunden und trübe Tage, Menschen, die ich liebe, und Leute, die ich hasse, und dann ein lichter rosenroter Zukunftstraum. Und den jagt ein grauer Einfall wieder fort! —"

Auf die erste Zeit in Hannover (1893—1907) folgt die Bückeburger Zeit (1907—1909). Hermann Löns mußte für eine Zeitlang Abschied nehmen von der ihm liebgewordenen hannoverschen Heide. Und das war gut für ihn. Längst plagten ihn große epische Stoffe, die alle an dem Boden seiner geliebten Heidelandschaft hafteten. Nun gewann er den für den Dichter so heilsamen Abstand von Heimat und Dichtungsstoff und, wie die Droste am Bodensee, wie Liliencron in Amerika, wurde er unter Sehnsucht und Heimweh von neuen Dichtungen entbunden.

Das Jahr 1909 bringt außer einer Nachlese seiner Naturskizzen („Was da fleugt und kreucht", „Mümmelmann", „Aus

Wald und Heide") vor allem Balladen („Mein blaues Buch") und zwei Romane („Der letzte Hansbur" und „Dahinten in der Heide").

„Mein blaues Buch" enthält hauptsächlich Balladen oder balladenartige Gedichte, aber auch Lyrisches. Die Balladen sind nicht Hermann Löns' Stärke. Er sagt selbst: „Eine gute Ballade ist: das persönliche Erlebnis dargestellt durch eine unpersönliche Form. In diesem Buch sind auch schlechte . . ." Und in der Tat, bei vielen ist Inhalt und Form gar zu ungestüm und gewaltsam. Es sind aber auch gute darunter, und auch in den meisten andern steckt viel Tüchtiges, Kraftvolles, Volkstümliches. Aus ihnen tritt uns vor allem der deutsche Mann Hermann Löns entgegen, der Heimat und Vaterland über alles liebt, und der heimattreue Niedersachse, der alles Welsche haßt. Aber es fehlen auch nicht Dichtungen, in denen der Dichter sich über Heimat und Volk hinaus zum Allgemeinmenschlichen erhebt (vgl. „Das bunte Lied", ein Gegenstück zu der packenden Prosaerzählung im „Braunen Buch": „Die rote Beeke", „Jeduch", „Die schöne Marie"). Es sei gestattet, kurz anzuführen, welchen Eindruck die Ballade „Jeduch" auf Wilhelm Raabe machte. Traugott Pilf erzählt es (a. a. O. S. 30): „Damals saß auch unser Wilhelm Raabe noch unter uns, und ich sah und fühlte, wie es in seiner tiefen Seele arbeitete (die Ballade wurde von Wilhelm Brandes vorgelesen); und was er hörte und empfand, das kam zum Ausdruck in einem heißen stillen Leuchten seiner Augen. Zuletzt ballte er die linke Hand zur Faust und ließ sie langsam und fest auf den Tisch fallen; sonst sagte er nichts zu der Ballade, der wundervolle Alte; aber noch lange an jenem Abend erzählten seine Augen davon, wie ihn die Dichtung ergriffen hatte."

Diese kleine Begebenheit ist für Wilhelm Raabe ebenso charakteristisch wie für Hermann Löns.

Das weitaus schönste Gedicht aber im „Blauen Buch" ist keine Ballade, sondern ein lyrisches Lied: „Das ferne Land", das mit den Worten anhebt:

„Und das ist offenbar:
Ich weiß ein Land, in dem ich niemals war . . ."

Man darf dieses Gedicht zu den schönsten unserer gesamten deutschen lyrischen Dichtung rechnen. Dieses Lied veranschaulicht, und kennzeichnet, wie kaum eine andere Dichtung von Hermann Löns, die ganze Tragik seines Charakters und seines Lebens, des Sehnsuchtsmenschen, der nach dem Lande Avalun verlangte und es doch im Leben nicht finden konnte. Erst im Tode hat er es gefunden.

Weiter entstanden am Ende der Bückeburger Zeit die beiden schon oben genannten Romane. Hermann Löns bezeichnet beide als „Tendenzromane". Aber sie sind es doch nur in jenem höheren Sinn, in dem schließlich alle guten Romane eine „Tendenz", d. h. eine künstlerische Absicht, ein Ziel haben. „In jedem — sagt Hermann Löns — wehrt sich ein Mann gegen sein Geschick. In dem einen gegen seine böse Veranlagung, in dem andern gegen sein selbstverschuldetes Unglück." Weiterhin bezeichnet er es als seine Absicht, „Menschen zu zeichnen, die mit sich selber und dem, was man Schicksal nennt, den Kampf aufnehmen. Wie ich dazu komme, ich weiß es nicht. Der Lehm (bei Bückeburg) mag wohl schuld daran gewesen sein, daß ich Sandleute schreiben mußte, und die geduckten Nacken, daß es mich danach hungerte, wirkliche Menschen hinzustellen. Anders kann ich es mir nicht erklären".

Wir aber dürfen wohl noch hinzufügen: Er mußte es auch deshalb, weil er selbst so einer war wie die Männer, die er in seinen Romanen schilderte, und weil es ihn künstlerisch drängte, sein Inneres zu entladen und sich selbst darzustellen.

Im „Letzten Hansbur", den Hermann Löns, wie schon erwähnt, neben angestrengtester Berufsarbeit in zwölf Tagen und Nächten sich von der Seele geschrieben hat, schildert er in bewußt niederdeutscher Satzbildung und Ausdrucksweise, in knappen, rasch und wuchtig hingeworfenen Kapiteln, die wie unbehauene Findlingsblöcke nebeneinander daliegen, das kraftvolle, urwüchsige, gemütvolle, aber auch herrische, eigenwillige, gewalttätige niedersächsische Bauerntum, wie es leibt und lebt, wie es liebt und haßt, wie es kämpft und siegt und stirbt. Oder wir können auch sagen: Es ist Hermann Löns selber, wie er war, oder noch richtiger gesagt, wie er sein wollte.

Bezeichnend ist das Urteil der Bückeburger Dichterin Lulu von Strauß und Torney über den „Hansbur": „Das einzige, was mir an dem Roman nicht gefällt, ist, daß — ich ihn nicht selbst geschrieben habe." Und Hermann Löns hat von seinem Werk in berechtigtem Selbstgefühl gesagt: „Gar keine Naturschilderung, gar keine Stimmung, alles Erzählung und doch wirksam ... Ich glaube, daß mein Hansbur bleiben wird."

Von dem zweiten Roman („Dahinten in der Heide") hat er selbst weniger günstig geurteilt: „Was Großartiges ist es ja nicht, mehr gute Lektüre als Literatur." Wir aber können uns auch an Lüder Volkmann, dem Helden dieses Romans, freuen. Denn auch in ihm steckt Hermann Löns selbst und seine ganze Sehnsucht nach Bauerntum und Landleben. Lüder Volk-

mann ist ein Mann, der an der Wissenschaft verunglückte, aber dann ein froher, starker Bauer wurde. Und wir hören Hermann Löns von sich selber reden, wenn er von seinem Helden sagt: „In der Stadt war er sich eigentlich immer albern vorgekommen zwischen dem lauten unruhigen Volk, das sich wie die Spatzen benahm; immer in hellen Haufen und immer den Schnabel offen ... Und meine andern Schreibereien? Du lieber Himmel, das, was ich als Kunstkritiker und im Feuilleton leistete, das können hundert andere auch und manche viel besser. Überhaupt ist mir alles, was nach Luxus und Asphalt riecht, in der Seele verhaßt; am wohlsten habe ich mich immer gefühlt, als ich im Blockhause lebte und keine andere Gesellschaft hatte als meine Margerit, meinen Schweißhund, und den Homer." Hermann Löns ist es ein Bedürfnis, in allen seinen Romanen das hohe Lied des Bauerntums und des niedersächsischen Volkstums zu singen. Seine Überzeugung war: Die Volkskraft beruht auf dem freien alteingesessenen Bauerntum, das in der heutigen Zeit der Geldwirtschaft, Technik, Industrie rasch dahinschwindet. Daher predigt er dem immer landfremder werdenden Stadtvolk die Vorzüge des Landlebens. Das war sein eigentlicher Beruf. Er hat schließlich ja auch sein Leben für sein Volkstum dahingegeben (nach Rudolf Löns, a. a. O. S. 9f.).

Im Jahre 1910, als Hermann Löns wieder Redakteur in Hannover war (1909—1911), erschien der „Wehrwolf", der allgemein als sein bedeutendstes literarisches Werk gilt. Uns geht hier aber weniger der Inhalt des Buches etwas an (es ist eine Bauernchronik aus der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs, der Heidebauern Not und Kampf und Sieg in wuchtiger, knorriger Sprache, in packenden Bildern und stürmisch be-

wegter Handlung vor unsern Augen entrollend), als vielmehr die Umstände seiner Entstehung, die Art der künstlerischen Gestaltung, und der Inhalt nur insoweit, als er für Hermann Löns charakterologisch bedeutsam ist. Der „Wehrwolf" ist sein Lebenswerk geworden. Der Stoff beschäftigte ihn schon seit seiner Studentenzeit, und unermüdlich hat er später auf dem Eichsfelde, in der Gegend von Barbis am Südharz und anderwärts nach alten Chroniken und Urkunden, Resten und Spuren aus dem Dreißigjährigen Krieg gefahndet und geforscht, weil ihn der Stoff nicht mehr losließ. Und als er dann in der Lüneburger Heide (in Burg bei Altencelle) bei seinen Streiffahrten noch Spuren von alten Ringwallanlagen fand, da packte ihn der Dichtergeist. Plötzlich steht der Roman in greifbarer Gestalt vor ihm, und — in 21 Tagen schreibt er sich ihn in seiner raschen, hastigen Art von der Seele. Der Stoff seiner Dichtung ward ihm innerstes Erlebnis, und in leidenschaftlicher seelischer Erregung und Bedrängnis gestaltete er den Stoff. Alles, was er schilderte, erlebte er nicht nur seelisch, sondern geradezu physisch mit. Er sah die Gestalten seiner Romane an seinem Bette sitzen und glaubte oft selbst der Harm Wulf (der Held des Romans) zu sein. Er kämpft mit seinem Helden dessen Kampf mit dem Schicksal bis zum Ende durch, um dann nach Vollendung des Werkes körperlich und seelisch zusammenzubrechen. Und da sagte er zu den Seinen die schon einmal angeführten Worte: „Was wißt denn ihr, was es heißt, den ‚Wehrwolf' schreiben müssen?"

Und wie er selbst von seinem Werke dachte, das hat er noch einmal nach Ausbruch des Krieges im Herbst 1914 ausgesprochen, als man Kriegslieder von ihm verlangte: „Mein Kriegslied habe ich bereits 1910 geschrieben, das ist der ‚Wehrwolf'!"

Ja, im Harm Wulf des „Wehrwolfs", dem Manne, der im Grausen des Krieges das Lachen verlernt und die Worte spricht: „Besser fremdes Blut am eignen Messer als ein fremdes Messer im eigenen Blut", und der doch, bis an die Enkel im Blut watend, sein tiefes reines Gemüt nicht verliert und so herzlich und zart sein kann mit Weib und Kind, steckt Hermann Löns selbst, der harte herrische Mann mit dem wilden und doch so weichen, kindlichen Herzen; der Mann aus dem niedersächsischen Bauernstamm, der selbst am liebsten Bauer geworden wäre, ein Pferd zwischen den Schenkeln oder die Hand am Pfluge, und der das andere, wonach seine Seele drängte, ja auch wirklich geworden ist, ein deutscher Kriegsmann, die Waffe in der Faust, wenn freilich ihm dies auch erst ganz am Ende seines Lebens und nur noch kurze Zeit beschieden war. —

Zeitlich folgen nun erst die hübschen Prosaskizzen „Da draußen vor dem Tore", und dann erschien im Jahre 1911, in demselben Jahre, in dem die zweite Ehe des Dichters in Trümmer ging, sein aus tiefster Seelen- und Lebensqual geborener letzter Roman, sein „Schmerz- und Notbuch", wie er es selbst nennt, „Das zweite Gesicht". Es ist das persönlichste von seinen Büchern und wegen seines Inhalts viel umstritten, auch unter seinen Freunden. Doch das beschäftigt uns hier nicht. Für uns ist dieses Buch nur deshalb besonders wichtig, weil es die Lebensbeichte des Dichters darstellt.

Geschrieben hat er diesen Roman zu einer Zeit schwerster Nervenüberreizung, zum Teil gleichzeitig mit dem „Wehrwolf", in wildem Wechsel an beiden Werken arbeitend, zum Teil in einem Sanatorium (Zwischenahn in Oldenburg), wohin die Ärzte und Freunde ihn geschickt hatten, und wo er trotz seines Versprechens, nicht zu arbeiten, es doch nicht lassen

konnte, den Roman zu Ende zu schreiben. Der Held des Romans, Helmold Hagenrieder, ist Maler. In Wirklichkeit ist er, auch als Romanfigur, nicht nur Maler, sondern auch Dichter, und er müßte in Wirklichkeit nicht Helmold Hagenrieder heißen, sondern Hermann Löns. Trotzdem möchte ich das Buch nicht, wie es meist geschieht, als eine Selbstbiographie bezeichnen. Das verführt nur dazu, hinter allem, was erzählt wird, tatsächliche Begebenheiten im wirklichen Leben des Dichters zu suchen, allen Personen, die in der Handlung des Buches eine Rolle spielen, nachzuspüren, überhaupt alle Einzelheiten, die der schöpferischen Dichterphantasie entsprangen, durch Zurückführung auf Wirklichkeiten und Tatsächlichkeiten „aufklären" zu wollen. Und das wäre falsch. Es wäre der Dichtung gegenüber ein ebenso rücksichtsloses und verständnisloses wie sinnloses und aussichtsloses Unterfangen. Aber als eine Seelen- und Lebensbeichte des Dichters können wir den Roman mit Fug und Recht bezeichnen. Mit rücksichtsloser Offenheit und Ehrlichkeit, ja, mit übersteigerter Selbstzerfaserung legt der Dichter in diesem Buche seine eigene Seele bloß und schildert, wie er später in einem Briefe sagt, „teils Erlebtes, teils zu Erlebendes". Mit grellen Farben, in schroffen Kontrasten und mit starker Retuschierung des Bildes nach der schlechten Seite hin zeichnet er in Helmold Hagenrieder ein Gegenbild seines eigenen Charakters und Lebens. Das schon genannte Buch von Swaantje Swantenius hat leider der durchaus irrigen Meinung Vorschub geleistet, als ob das Herzstück dieses Buches nichts weiter wäre als ein getreuer Abklatsch einer Liebesepisode im Leben des Dichters. Die Verfasserin selbst mag in naiver Selbsttäuschung und reichlich selbstgefälliger Phantasie von ihrem Standpunkte aus

es mit ihrem Buche ehrlich gemeint haben. Aber den vielen Blindgläubigen, die ihr Gefolgschaft leisten, möchte man doch zurufen: Meint ihr wirklich, daß Hermann Löns, dieser Riese als Mensch und als Künstler, jemals so jämmerlich klein hätte werden können, sich zu einem bloßen Photographen herzugeben? — — —

Der Bruder des Dichters, Rudolf, hat seinem Bruder einen Vorwurf daraus gemacht, daß er sich in diesem Roman den Lesern „in wundem Zustand" zeige. Das ist an sich gewiß ganz richtig. Aber der Dichter hat geantwortet: „Gerade das wollte ich, das mußte ich!" Und man wird dieses Müssen achten müssen. Der Dichter konnte nicht anders. Er wollte und mußte sich durch diese Seelen- und Lebensbeichte künstlerisch von sich selbst befreien, von der Zwiespältigkeit seiner Natur, von den Widersprüchen und Widrigkeiten seines Lebensschicksals. Mag das Werk auch manches enthalten, was den Leser befremdet, was gerade der Freund des Dichters am tiefsten bedauert; mag auch schließlich dieser Roman trotz aller Schönheit im einzelnen, trotz aller Vorzüge Lönsscher Gestaltungskraft, trotz alles Ergreifenden und Erschütternden, das er enthält, als Ganzes, rein künstlerisch betrachtet, über den „Hansbur" und „Wehrwolf" hinaus kein Fortschritt sein, so kann er doch — gerade dem psychologisch und charakterologisch Interessierten — wie kein anderes seiner Werke dazu verhelfen, den Menschen und Künstler Hermann Löns zu verstehen und zu begreifen, der unter seiner doppelseitigen Veranlagung und Natur und den widrigen Geschicken seines Lebens schwer gelitten, aber auch ehrlich gekämpft und gerungen und nie das stolze Bewußtsein seiner besonderen künstlerischen Sendung aus den Augen verloren hat, Natur und Volkstum seiner niedersäch-

sischen Heimat, Menschentum und Manneskraft im Kampfe mit sich selbst und mit dem Lebensschicksal in ureigener künstlerischer Prägung zu gestalten.—

Als lyrisches Gegenstück zum „Zweiten Gesicht" reichte Hermann Löns noch im gleichen Jahre (1911) dem deutschen Volke einen reichen Blumenstrauß lyrischer Lieder: „Der kleine Rosengarten." Hermann Löns war doch noch einmal zu der von ihm selbst einst verschmähten ersten Liebe zurückgekehrt. In kaum mehr als zwei Wochen hat er diese 113 Volkslieder gedichtet, eine Leistung, ebenso erstaunlich wie die in wenigen Wochen erfolgte Niederschrift seiner Romane. Und doch begreiflich, wenn man den Dichter kennt. Was sich in all den Jahren des Schaffens, Wanderns und Jagens auf seinen vielen Fahrten durch Wald und Flur und Heidedörfer und in allem Kampf und aller Not seines äußeren und inneren Lebens an lyrischem Stoff in ihm angesammelt hatte, das entlud sich nun neben und nach seinen Romanschöpfungen mit elementarer Gewalt. Was Hermann Löns von sich selbst einmal gesagt hat: „Die Angst muß es bei mir heraustreiben", das gilt von seinen Romanen wie von seinen Liedern. Wie er zu diesen Liedern, die man im wahrsten Sinne des Wortes als Volkslieder bezeichnen kann, gekommen ist, das wußte er selbst nicht zu sagen. Von irgendwelchen bewußten Vorlagen und irgendwie bewußter Nachahmung kann gar keine Rede sein. Sie sind ihm zugeströmt und zugeflogen wie der Duft der Frühlingsblumen, wie der Gesang der Waldvögel, wie das Summen der Heidebienen, wie das Lachen der Mädchen und Burschen aus dem Dorf. Und ohne viel Mühe und Absicht fand er für diese Lieder die einzig mögliche sangbare Form des Volksliedes.

„Alle Birken grünen in Moor und Heid,
Jeder Brahmbusch leuchtet wie Gold,
Alle Heidlerchen dudeln vor Fröhlichkeit,
Jeder Birkhahn kullert und tollt.

Meine Augen, die gehen wohl hin und her
Auf dem schwarzen weißflockigen Moor,
Auf dem braunen grünschäumenden Heidemeer
Und schweben zum Himmel empor.

Zum Blauhimmel hin, wo ein Wölkchen zieht
Wie ein Wollgrasflöckchen so leicht,
Und mein Herz, es singt sein leises Lied,
Das auf zum Himmel steigt.

Ein leises Lied, ein stilles Lied,
Ein Lied so fein und so lind,
Wie ein Wölkchen, das über die Bläue zieht,
Wie ein Wollgrasflöckchen im Wind.

Dieses Lied steht zwar nicht im „Kleinen Rosengarten" und ist auch kein Volkslied, gehört vielmehr zu den Perlen des „Goldenen Buches", aber es zeigt wie kaum ein anderes, wie die lyrischen Dichtungen von Hermann Löns aus unmittelbarem Naturempfinden entstanden sind. Und mit den Volksliedern ist es genau ebenso. Nur ist die Quelle, aus der die Phantasie des Dichters gespeist wird, hier nicht nur die Natur und das Naturempfinden des Dichters, sondern auch und noch viel mehr das Leben des Volkes und das Erleben des eigenen Herzens, seine Wonnen und seine Nöte.

In diesen kleinen innerlich anspruchslosen, aber in ihrer schlichten, volkstümlichen Form schon beim bloßen Lesen

wie wortgewordene Poesie und Musik wirkenden Lieder des „Kleinen Rosengartens" flüstert die Heide und rauscht der Wald, jubelt die Liebe und klagt das Leid, bald in zarten, feinen Tönen, bald in herben, derben Klängen, aber immer naturwahr und echt. Nichts ist erklügelt und erdacht, alles wirklich erschaut und erlebt und empfunden. So ist es auch gewiß kein Zufall, daß diese Lieder so rasch ihre schönen, schlichten, volksliedartigen Vertonungen gefunden haben (Jöde, Licht, de Witt, Möller, Hermann, Rahlfs u. a.), die oft so wunderbar zu dem Inhalt passen, daß man Wort und Melodie kaum noch voneinander trennen kann, wenn man sie erst einmal kennengelernt hat. Und es ist gewiß kein schlechtes Zeichen für die Lönsschen Lieder, daß sie so viel und so gern gesungen werden, in Stadt und Land, kunstvoll und ohne viel Kunst, aber immer mit Liebe, allen voran von unserer naturfrohen, wanderfrohen, heimat- und volkstreuen deutschen Jugend. Die Lieder von Hermann Löns sind wirklich auf dem Wege, echte Volkslieder zu werden, vielleicht der schönste Lohn für des Dichters Kunst!

Der schönste Lohn und auch — und das geht uns hier vor allem an — der beste Beweis für des Dichters echt volkstümliches Wesen, das sich in diesen Liedern ausströmt.

Mit dem „Kleinen Rosengarten" ist das dichterische Lebenswerk von Hermann Löns im wesentlichen abgeschlossen. Seine großen Zukunftspläne, die wir oben andeuteten, sind nicht mehr zur Reife gelangt. Das leid- und notumdüsterte Jahr 1911/12 (vom Herbst 1911 bis zum Sommer 1912), das wir weiter oben schon charakterologisch auszuwerten suchten, hemmte seine sonst so reiche dichterische Fruchtbarkeit, und als er wieder zur Besinnung und Ruhe gekommen war, entriß ihm allzu früh der grausame Schlachtentod die emsige Feder.

Was von Ende des Jahres 1911 ab noch bei seinen Lebzeiten vollendet wurde, war im wesentlichen nur noch eine Nachlese. „Der zweckmäßige Meyer", den wir schon kurz erwähnten, zeigt in geschickter Verwendung der früheren naturwissenschaftlichen Studien des Dichters dessen köstlichen, manchmal auch etwas über die Stränge schlagenden Humor. Es sind zumeist für die Zeitung geschriebene, gewissermaßen aus dem Ärmel geschüttelte Plaudereien ohne die Absicht einer literarischen Leistung. Er selbst nennt dies Buch sein „blödsinniges Buch" und den Inhalt „qualifizierten Unsinn". Es folgen dann noch „Kraut und Lot", eine Sammlung jagdlicher Aufsätze, „Auf der Wildbahn", „Heidbilder", „Das Tal der Lieder", „Goldhals", „Mein buntes Buch" und andere Nachklänge des „Grünen" und des „Braunen Buches". Vieles ist erst nach dem Tode des Dichters aus dem Nachlaß, in Friedrich Castelles Gesamtausgabe und auch einzeln, herausgegeben worden: „Aus Forst und Flur", „Widu", „Die Häuser von Ohlenhof", „Ho Rüd hoh", „Wasserjungfern", „Ulenspiegels Lieder", „Junglaub", „Sagen und Märchen", „Frau Döllmer", „Niedersächsisches Skizzenbuch", „Eulenspiegeleien" u. a., sowie viele Aufsätze aus Zeitschriften.

Es ist weder unsere Aufgabe noch unsere Absicht, eine vollständige Aufzählung zu geben. Wesentlich neue Züge dürften aus diesen und andern nicht genannten Stücken für die Charakterologie von Hermann Löns auch kaum gewonnen werden können. Einige der in der vorstehenden Aufzählung genannten Sachen wurden übrigens im Verlauf unserer Abhandlung gelegentlich mit verwertet („Die Häuser von Ohlenhof, der Roman eines Dorfes", „Junglaub", die lyrischen Jugenddichtungen von Hermann Löns). Durch andere würde höchstens

der gewonnene Eindruck noch weiter bestätigt, verstärkt und vielleicht auch ein wenig erweitert werden können. Aus „Sagen und Märchen" würde die feine Erfindungsgabe, die schöpferische Phantasie des Dichters und sein Sinn für das Volkstümliche, aus dem „Niedersächsischen Skizzenbuch" seine Heimatliebe und sein Kunstsinn, aus „Frau Döllmer" sein unerschöpflicher und oft übersprudelnder Humor, seine manchmal etwas drastische Derbheit und sein Talent und seine Neigung zur Satire hervorleuchten, und aus „Kraut und Lot", „Auf der Wildbahn" und „Ho Rüd hoh" würde der Jäger erneut lebendig werden.

Wenn wir auf die zuletzt genannten, die sich an „Mein grünes Buch" anlehnen, noch ganz kurz eingehen, so geschieht es nur deshalb, um dem weitverbreiteten Irrtum entgegenzutreten, daß Hermann Löns in der Hauptsache ein „Jagdschriftsteller" gewesen sei. Gewiß war er das auch, und sicher einer unserer besten. Aber im Gesamtrahmen seiner literarischen Produktion nimmt, wie auch unsere Ausführungen gezeigt haben dürften, die eigentliche Jagdschriftstellerei nur einen verhältnismäßig bescheidenen Raum ein. Freilich spielt das Jagdmotiv in vielen seiner Dichtungen eine nicht unwesentliche Rolle. Aber damit wird Hermann Löns noch nicht zum Jagdschriftsteller, ganz abgesehen davon, daß auch ein Jagdschriftsteller (so gut wie der Beherrscher und Bearbeiter eines andern „Milieus") in seiner Art ein Dichter und Künstlersein kann.

Es ist daher durchaus unbegründet und unberechtigt, Hermann Löns als „bloßen" Jagdschriftsteller abzustempeln. Er ist das ebensowenig wie etwa ein bloßer „Naturschilderer", „Tierdichter" oder „Heidesänger", oder wie die sonst üblichen Marken und Etiketten lauten, die man ihm anheftet.

Nein, Hermann Löns war ganz einfach ein gottbegnadeter Dichter und Künstler, wie wir sie in dieser Art sonst in unserer deutschen Literatur nicht aufzuweisen haben.

Auch dieses Ergebnis ist, wie wir hoffen, ein unanfechtbares Ergebnis unserer Charakterologie. Denn ausdrücklich sei an dieser Stelle nochmals, wie schon zu Anfang, hervorgehoben, daß es durchaus nicht unser Ziel und unsere Absicht ist, ein subjektives Werturteil über Hermann Löns, seine Persönlichkeit, sein Schaffen und sein Streben zu fällen, sondern vielmehr ein durch das vorhandene und vorgeführte Material sachlich begründetes und mit den uns zu Gebote stehenden Mitteln veranschaulichtes objektives Bild seiner Wesensbeschaffenheit und seines Strebens zu geben.

Wenn etwa in den gegebenen Ausführungen da oder dort der Schein erweckt werden sollte, als wollten wir urteilen und werten, so kann das, wie wir sagen zu dürfen glauben, nur ein Schein sein, der, wie wir meinen, aus der unvermeidbaren Art der Materialverwertung und Veranschaulichung entspringt. Jedenfalls sind wir uns bewußt, daß wir weiter nichts wollten als auf Grund unseres durch langjährige Beschäftigung mit der Persönlichkeit und den Werken des Dichters gewonnenen Gesamteindrucks und unter Auswertung und gewissenhafter Nachprüfung des uns zugänglichen Materials den ersten wissenschaftlichen Versuch einer Charakterologie von Hermann Löns zu machen.

IX. Der deutsche Kriegsmann

Daß Hermann Löns von Jugend auf und durch sein ganzes Leben hindurch ein waffenfroher Mann war, wurde schon hervorgehoben. Auch sein Jägertum hängt schließlich in gewisser Weise damit zusammen. Soldat ist er freilich bis zum Kriege 1914 nicht gewesen. Doch hat er schon vor dem Kriege seine vielen schönen Soldatenlieder gedichtet, die im „Kleinen Rosengarten" abgedruckt sind und einen der wertvollsten Bestandteile seiner Volkslieder bilden. Sie wurden schon immer gern gesungen und sind nach dem großen Kriege erst recht lebendig geworden, besonders das „Matrosenlied" und das „Husarenlied".

Als sein eigentliches Kriegslied hat er selbst, wie wir schon hörten, den „Wehrwolf" bezeichnet, den er 1910 gedichtet hat.

Aus seinen Soldatenliedern und dem „Wehrwolf" tritt uns die von den Vorfahren ererbte kriegerische Natur des Dichters deutlich entgegen, die wiederum nur ein Stück seiner germanischen Männlichkeit und seines bewußten Deutschtums ist. Seiner deutschen Gesinnung leiht er gern scharfe Worte der Kritik an der Schwäche des Deutschen, Fremdes zu bewundern und zu bevorzugen. Er liebt nur das Eigenwüchsige und Bodenständige. Alles, was artfremd ist, ist ihm zuwider, und er bekämpft das Fremde und die deutsche Vorliebe für alles Fremde, wo er kann. Aber jeder phrasenhafte Hurra-Patriotismus, alle nationale Selbstbeweihräucherung ist ihm gänzlich fremd. Seine Vaterlandsliebe ist völkisch im echten

Sinne, nicht politisch. Politisch war er überhaupt nur ganz vorübergehend in seinen jungen Sturm- und Drangjahren, als Erwachsener nicht mehr.

In einem Aufsatze, den er im Jahre 1913 über unsere Monatsnamen veröffentlichte, sagt er in seiner unverblümten Weise: „Wie bei einem Emporkömmlinge, der aus dem Nichts entstand, keine Familienerinnerungen und keine Erbtümer seines Geschlechts besitzt, sieht es im deutschen Volke, dem ersten, stärksten, gebildetesten der Welt aus: von Rom und Athen, Jerusalem und Paris, und von wer weiß wo noch her ließen wir uns den geistigen Hausrat und Wandschmuck aufschwatzen ... Kein Volk der Welt ist so arm an äußerer Eigenart, so weltbürgerlich verwurstelt, so um sein ureigenes Angesicht gebracht wie wir." Darum haßt er z. B. Karl den Großen, den „Franken", als Fremdling und Eindringling und stellt sich mit leidenschaftlicher Glut auf die Seite der Sachsen (vgl. „Die rote Beeke" im „Braunen Buch" und das „Bunte Lied" im „Blauen Buch"). Wie er „Renke", den altniedersächsischen Sänger und Spielmann, seine Landsleute zum Haß und blutigen Widerstand gegen die Franken aufrufen läßt, so mahnt er selbst seine Volksgenossen, mehr Selbstbewußtsein und Stolz und nationale Eigenart zu beweisen und zu behaupten und alles Fremde rücksichtslos zu bekämpfen. Wenn es sein muß und geistige Waffen nicht ausreichen, auch mit dem Schwert in der Faust. So erwächst aus der deutschen Gesinnung der deutsche Krieger. „Meine Tendenz ist," schreibt der 45jährige im Jahre 1912 in einem Brief an seinen Freund Apffelstaedt, „meinem Volk den Rücken mit Franzbranntwein einzureiben, es mit Freude und Grimm zu füttern und mit Wonne und Weh zu tränken, damit es so bleibt, wie es ist, sich nicht verplempert

in fremder Art, und nicht vergißt, daß es zwei Gesichter hat: ein gutmütiges und ein bösartiges; denn wir kriegen allmählich zuviel Gemütsembonpoint, seufzen, wird irgendwo ein Schweinehund geköpft, und stöhnen, wenn wir die Knarre zur Hand nehmen sollen. Einen Krieg, den möchte ich erleben, aber aktiv!" Und im „Zweiten Gesicht" steht zu lesen: „Ja, wir müßten wieder einmal Krieg bekommen und gründlich Keile kriegen, das ist das einzige, was uns helfen kann, damit wieder Männer oder besser Kerle an die Spitze kommen, statt dieser Knechte, die sich Herren schimpfen."

Hermann Löns haßte im öffentlichen Leben und im Leben der Völker alles Weichliche. Er kannte die „zwei Gesichter" seines Volkes, weil er sie selbst besaß, und er wollte seinem Volke die harte Seite stärken, weil er das für eine Lebensnotwendigkeit seines Volkes hielt. Zugleich aber wollte er dadurch „die Menschen wieder zu Ehren und Ansehen bringen, die wirklich arbeiten, die schaffen und wirken, und jene ausrotten, die nur zehren und zu nichts nütze sind". „Denn", sagt er, „ich mag den ganzen Sportpöbel nicht, mich interessieren nur Menschen, die wirklich arbeiten." Auch deshalb wünschte er seinem Volke einen Krieg.

Im „Zweiten Gesicht" läßt er Helmold Hagenrieder sagen: „Ich gehe irgendwohin, wo nicht Weiberköpfe, sondern Männerfäuste herrschen; denn dieses verfluchte Land mit seinem verbildeten Gesindel ist mir ekelhaft." Und in der wundersamen Zwiesprache Hagenrieders mit dem Mond heißt es: „Kerl, weißt du, wie dein Leben sein müßte: ein Gedicht von Rot in Rot, rote Küsse auf rotem Blut! Die weite Heide, einen blitzblanken Rappen zwischen den Beinen, den Bogen auf dem Rücken, den Köcher an der Seite und in der Hand das

Schwert!" Das mag dichterischer Überschwang sein, aber es ist Lönssche Art.

Und daß er nicht nur große Worte im Munde führte, sondern seinen Worten und seiner Gesinnung die Tat folgen ließ, das hat er ja bewiesen, als er sich mit 48 Jahren als Kriegsfreiwilliger meldete. Damals schreibt er an Eugen Diederichs: „Ich wollte einen grotesken Roman, der den Dreifrontenkrieg behandelt, beschreiben, kam aber aus allerlei Gründen nicht dazu und bin darüber froh; denn das Buch wäre ja doch hinter den Taten zurückgeblieben. Von allen Seiten mahnt man mich, aber es kommt mir dumm vor, dazusitzen und zu dichten, wo andere, schwächere als ich ihre Knochen vor den Feind bringen. Ich sitze bis an den Hals voller Gift und Galle. Vielleicht entlädt sich das in Liedern, vielleicht auch nicht. Ich kann schießen, habe Eulenaugen, kann schleichen wie ein Fuchs und sitze hier noch untätig." In einem andern Briefe heißt es: „Ist das eine wunderbare Zeit. Hoffentlich werde ich genommen. Sonst gehe ich als Erdarbeiter nach Kuxhaven ... Die Kriegserklärung wurde von den Heidjern mit einer wunderbaren Ruhe aufgenommen ... Keiner verzog eine Miene. Ein Männervolk. Mensch, das Leben ist doch so schön jetzt, daß es sich lohnt, zu sterben. Was bin ich froh, daß ich mich 1911 nicht totschoß! Die Feder schmeiße ich in den Dreck. Das Schreiben ekelt mich."

Man sieht, der Tatmensch ist erwacht, der immer schon in ihm steckte.

Jubelnd schreibt er am 21. August: „Endlich ist es mir durch persönliche Fürsprache gelungen, als Freiwilliger anzukommen. Morgen stelle ich mich. Hoffentlich nimmt man mich. Sonst halte ich es nicht aus." Und am 23. August: „Bin bei den

Dreiundsiebzigern als Kriegsfreiwilliger angenommen und tue morgen Dienst."

Nach ganz kurzer Ausbildungszeit rückte Hermann Löns dann Anfang September ins Feld.

Angesichts der deutlichen Selbstzeugnisse, die obendrein auch noch durch viele persönliche Zeugnisse von Freunden, die ihm damals nahestanden, bestätigt werden, kann man es nur als ein gänzlich unbegründetes Gerede bezeichnen, wenn immer noch behauptet wird, Hermann Löns wäre in den Krieg gegangen, um den Tod zu suchen und aus einem verpfuschten Leben heraus einen ehrenvollen Abgang zu nehmen.

Wer das behauptet oder dieser Behauptung Glauben schenkt, der kennt gewiß jene oben angeführten Zeugnisse nicht, die leicht noch vermehrt werden könnten. Er kennt aber vor allem auch Hermann Löns nicht. Selbst wenn wir die schriftlichen und mündlichen Beweise für seine ehrliche Kriegsbegeisterung nicht hätten, könnten wir doch über seine Motive, aktiv am Krieg teilzunehmen, nicht im Zweifel sein. Hermann Löns war im Grunde seiner Seele ein Mann der Tat, der neben der Arbeit des Bauern das Kriegshandwerk als die „einzig mannes-werte Beschäftigung" ansah. Gewiß ist dieser Ausspruch, von seinem eigenen wirklichen Standpunkt aus betrachtet, übertrieben. Denn er selbst war doch auch mit ganzer Seele Dichter und Künstler. Aber immerhin stehen seine Worte da und wollen beachtet sein. Hermann Löns ist immer sehr offen und ehrlich gewesen, im Guten wie im Schlechten. Er gebrauchte oft sehr starke und derbe Ausdrücke, die seine wirkliche Meinung in gesteigerter Form zeigten, aber unwahr war er niemals.

Hermann Löns war auch damals, als der Krieg ausbrach, keineswegs lebensüberdrüssig. Jene kranke Stimmung von

1911/12 hatte er schon überwunden. Er war wieder zur Ruhe gekommen, zu seiner gesunden Kraftnatur zurückgekehrt und hatte, wie wir schon hörten, Kopf und Herz voller großer literarischer Pläne. Überhaupt besaß er ein viel zu starkes Lebensgefühl, viel zuviel Freude am Leben, an der tätigen Arbeit und seinem künstlerischen Schaffen, als daß er mit klarem Bewußtsein freiwillig den Tod gesucht hätte. Einige Jahre vorher (1911/12), da wäre es vielleicht möglich gewesen. Denn damals war sein Geist umdüstert, sein Gemüt umnachtet, seine Gesundheit und Nervenkraft aufs schwerste erschüttert. Und doch hat er es damals nicht getan. Er hielt fest am Leben, weil er es liebte und noch keine Zeit hatte zu sterben. Er wollte noch wirken und schaffen.

Und im Herbst 1914, als die Kriegstrompete erklang und die Werbetrommel schlug, da sollte Hermann Löns in den Krieg gezogen sein, um in Verzweiflung einem friedelosen Leben ein Ende zu machen? Ausgerechnet Hermann Löns, der Tapfere, der Männliche, der Tatenfrohe unter Millionen anderen?

Nein, eine wohlbegründete bessere Kenntnis seines Charakters und seiner Persönlichkeit, eine ehrliche Berücksichtigung und Nachprüfung aller näheren Umstände und Zeugnisse verpflichten uns zu dem Bekenntnis: Hermann Löns zog freiwillig in den Krieg in ehrlicher Begeisterung, in flammendem Zorn und in heißer Freude darüber, seine glühende Liebe zur Heimat und zum deutschen Volkstum endlich einmal durch die Tat beweisen zu dürfen, mit der Waffe in der Hand!

Rudolf Löns, der sonst sehr freimütig Kritik an seinem Bruder übte und die Schwächen seines Charakters sehr wohl erkannt hatte, stellt ihm das schöne Zeugnis aus: „Hermann Löns ist diesem seinen Beruf (Eintreten für Heimat und Volks-

tum) getreu auf dem Felde der Ehre geblieben und hat mit seinem Tod für das Vaterland seinem Leben die Krone der Vollendung erworben; er hat sein Leben für das höchste Gut dahingegeben, dem er es von jeher gewidmet hatte, dem Heil seines geliebten Volkes. Das Leben und Sterben dieses Mannes verläuft also von seinen unbewußten Anfängen an bis zum zielbewußten tapferen Ende in ganz gerader Wegrichtung ... Die Todesnot des Vaterlandes nahm Einsamkeit und eisigen Frost von ihm und ließ sein Herz in heiliger Glut auflodern. Der Kriegsmann hatte in seiner Aufgabe seine Heimat gefunden" (a. a. O. S. 10, 11, 79).

Dies wird auch durch seine Nachrichten, die er aus dem Felde in die Heimat sandte, bestätigt. Hermann Löns schrieb meist kurze Postkartengrüße an seine Freunde. So noch kurz vor seinem Tode an Thomas Hübbe: „Vor Reims. Lieber Leibfuchs, schade, daß Du nicht hier bist; würde Dir gefallen, so im Dreck tagelang im Schützengraben zu liegen und dir die Granaten und Schrapnells um die Ohren sausen zu lassen, wie ich das über vier Tage genoß. Ich denke, bald sind wir in Reims." Auch ein Kriegstagebuch hat Hermann Löns geführt (im Besitze von Dr. W. Deimann, Werne, erst teilweise veröffentlicht von Dr. Spickernagel). Wir wollen daraus einige charakteristische Proben geben, die uns noch angesichts des Todes, wenn auch im Telegrammstil, den Naturfreund und Dichter neben dem Krieger vor Augen führen: „Granaten heulen und fluchen über uns hin. Mitten im Krach lockt Rebhahn ... Granaten kommen näher, Hänfling zwitschert vorüber, alle Leute horchen danach hin, mehr als nach Schüssen und Granatengewinsel" (15. Sept.). „Sonne — Insektengesumm um die roten, blauen, gelben Stoppelblüten und

furchtbares Duell zwischen unserer und der französischen Artillerie ... Auf die Explosion unserer Granaten antwortet unser Wald behaglich knurrend. Schrapnells platzen krachend in der Luft, grauen oder gelben Rauch verbreitend. Ihre Kugeln summen wie Hunde, oder auch wie Maikäfer, die sich plötzlich ins Gras setzen" (16. Sept.). „Sehe von meinem Lager den Sternschnuppen zu. Denke an die Leichen. An den erschossenen Spion. Droben am Firmament dieselbe Not, Leben ist Sterben, Werden — Vergehen!" (24. Sept.).

„Blasse Sichel im Süden, Sonne geht über silbernem Dunst friedlich unter, wirft einen Schatten aufs Gefilde. Auf Straße Pferdetransport als dunkles Geschlängel. Der ganze helle Himmel voll rotgoldener Wolken mit Blitzlichtern. — Erbsensuppe schmeckt wieder, Tee, der Leutnant gibt Burgunder zu. Frohe Stimmung und es geht in die Linie" (25. Sept.). Dies der letzte Eintrag vom 25. September 1914, zuversichtlich und kampfesfroh. Am 26. fiel er.

Wir wollen nun auch noch einige Berichte von seinen Kriegskameraden über ihn bringen: „An einem Tage ... lag er neben einem Bekannten. Die Granaten hagelten nur so auf unsere Stellung, besonders in seiner Nähe. Als der Abend kam ... suchte ich bald nach Löns, traf aber nur seinen Zugführer. ‚Fürchterlich war es,' sagte dieser, ‚aber Löns hat es mir leicht gemacht, den Tag hinzubringen. Im tollsten Feuer hielt er mir einen wohlgesetzten Vortrag über die Schönheiten der plattdeutschen Sprache, eine Pause machend, wenn eine Granate platzte, und nachher ruhig fortfahrend, als sei er durch irgendeinen ungefährlichen Radau gestört, nicht durch eine Granate, die uns jede Minute zerreißen konnte. So war Hermann Löns im Gefecht'" („Hannoverscher Kurier" 26. 5. 15).

Kaltblütig, furchtlos, der geborene Krieger! Über seinen Heldentod haben wir verschiedene Lesarten, die aber doch im Wesentlichen übereinstimmen und von seinem soldatischen Wesen ein deutliches Bild geben.

Im „Hannoverschen Kurier" vom 7. Oktober 1914 berichtet der Offizierstellvertreter Johannes Rohde, der Löns den Eintritt in die aktive Armee ermöglicht hatte: „Ich muß heute die erste traurige Mitteilung geben: Mein lieber treuer Freund Hermann Löns ist nicht mehr; er hat ausgelitten für dieses Erdensein. Sonnabend, den 26., war ein Infanterieangriff gegen starke Stellung der Franzosen, die denn auch geschlagen wurden. Löns sollte nicht mit, da er infolge seiner Beliebtheit bei allen Vorgesetzten, wegen seines braven deutschen Wesens und seiner keine Grenzen kennenden Kameradschaft geschont werden sollte, um hauptsächlich den Eindrücken des Krieges auf seinen großen Geist, der sich hier so recht zeigte, leben zu können. Doch gerade an diesem Morgen bei Tagesanbruch bat er, den Kampf mitmachen zu dürfen. Es wurde genehmigt, und als eines der ersten Opfer hauchte er seine tapfere Seele aus. Ich war nicht an seiner Seite, weiß aber von seinem Nebenmanne, daß er einen herrlichen Soldatentod gehabt hat. Eine Gewehrkugel hat sein so oft gequältes Herz durchschlagen, dessen edler Kern sich hier so oft gezeigt hat. Ohne einen Ton des Leides oder Schmerzes hat seine Seele ... seinen Leib verlassen."

Ein anderer Kamerad gibt folgende Darstellung: „Wenn wir alle draußen solchen Tod sterben könnten, dann brauchten sie in der Heimat nicht um uns zu weinen. Wollen ihm die Ruhe gönnen. Gesucht hat er den Tod wohl nicht, aber das Leben hatte auch keinen Wert mehr für ihn. Er hat mir ja so viel erzählt auf den Märschen, die langen Nächte durch.

Schwer hat ihn das Leben gepackt, und vieles ist ihm verkehrt gegangen. Furcht kannte er nicht. Sah kaum hin, wenn eine Granate krepierte, hörte nur so lange mit Reden auf, bis es wieder still war. Abends holten ihn ja meist die Offiziere weg, aber wenn er bei uns im Schützengraben lag, kriegte es keiner mehr mit der Aufregung oder dem Heimweh. Es war uns, als ob die Heimat bei uns war. Am Tage saß er meist und schrieb an seinem Tagebuch. Das ist ja nun Eigentum der Kompagnie geworden. Dienst brauchte er kaum zu machen, nur so viel, daß er nicht merken sollte, daß wir alle für ihn aufpaßten, damit ihm nichts passierte. Er war mehr wert. Ja. Und den Morgen sollte er nicht mit, als der Angriff losgehen sollte. Schon sonst war ihm das öfter abgeschlagen unter einem Vorwande. Aber er wollte und wollte durchaus. Zuletzt hat es ihm der Kompagnieführer erlaubt; leicht ist es dem nicht gefallen, ‚auf Ihre Verantwortung', hat er zu ihm gesagt. So froh habe ich Hermann Löns nie gesehen als an dem Morgen. Bei Uhre fünf gingen wir los, wir beide vorneweg, bis wir auf der Stoppel ankamen, ohne Deckung. Da kriegten wir das französische Feuer als wie ein Hagelschauer. ‚Hinlegen!' schrie ich, und so lagen wir, er direkt hinter mir. Das Feuer wurde immer heilloser, am Rande der Stoppel war ein Hohlweg, da mußten wir Deckung nehmen, sonst hätten sie uns kaputt gemacht. Ich rufe: ‚Weiterkriechen!', aber mitten in dem Höllenlärm höre ich einen leisen Laut hinter mir, mein Kopf fährt herum — die Kugel hatte nur zu gut getroffen unterhalb der linken Schulter und dann ins Herz."

„Ich hab' eins gekriegt", das war das Letzte.

Mir wurde alles schwarz vor Augen vor Schmerz und Wut, O Gott, dieser heillose Krieg! Und immer die Besten! Ja,

und dann haben wir im Hohlweg gelegen, bis es abends dunkel wurde, und durften uns nicht rühren. Um halb acht bin ich herausgekrochen und über das Feld, ich mußte ihn sehen, es war ja auch gleich, was mit mir wurde. Er lag noch, wie ich ihn zuletzt im Morgennebel gesehen hatte. Das Gesicht lag in den aufgestützten Händen in tiefem Frieden. So ruhig und schön sah es aus. Kaum zwei Sekunden kann es noch gedauert haben, als die Kugel gekommen war. Ich kniete bei ihm und legte ihn zurecht und seine Hände zusammen. Es war fast dunkel. Nur ab und zu blitzte es von der feindlichen Front. Seine großen klaren grauen Augen sahen still in die Nacht. Nun wußte er ja alles, um was er sich im Leben so gequält hatte, und das er nicht verstehen konnte. Ich kann das nie vergessen, auch nicht, wenn ich ganz alt werde" („Hermann Löns und seine Heide", herausgegeben von Castelle, S. 58f.).

So ist Hermann Löns als tapferer Kriegsheld in offener Feldschlacht bei einem Sturmangriff gefallen und hat einen Tod gefunden, wie er ihn sich immer gewünscht hat.

Im „Braunen Buch" am Schluß der „Heidgang" überschriebenen Schilderung stehen die Worte: „Kurz war der Knall und schnell war sein Tod. Wohl dem, dem solch Ende beschieden wird: aus der Sonne hinaus den Sprung in die Nacht hinein!" So starb er. Wie Todesahnung klang es schon durch seine Soldatenlieder:

„. . . Und kann es so nicht werden,
Und muß ich fort im Morgenrot,
O grüner Klee, o weißer Schnee,
O schöner Soldatentod!"

(„Auf Feldwache.")

Und seine fast wie ein Vermächtnis klingenden Verse sind Wirklichkeit geworden:

„Und geht es zu Ende, so laßt mich allein
Mit mir selber auf einsamer Heide sein;
Will nichts mehr hören und nichts mehr sehn,
Will wie ein totes Tier vergehn.

Das graue Heidmoos mein Sterbebett sei,
Die Krähe singt mir die Litanei,
Die Totenglocke läutet der Sturm,
Begraben werden mich Käfer und Wurm.

Auf meinem Grabe soll stehen kein Stein,
Kein Hügel soll dort geschüttet sein,
Kein Kranz soll liegen da, wo ich starb,
Keine Träne fallen, wo ich verdarb.

Will nichts mehr hören und nichts mehr sehn,
Wie ein totes Tier so will ich vergehn,
Und darum kein Kranz und kein Stein,
Spurlos will ich vergangen sein."

(„Abendsprache.")

Auch die Art, wie er gern sterben und begraben sein wollte, kennzeichnet das Sehnen und Streben dieses eigenwilligen Mannes. Zu guter Letzt aber fällt noch ein verklärender Schein auf seinen Charakter aus der Trauer seiner Heimat und seiner Freunde bei der Nachricht von seinem Tode:

„In den Straßen der alten Herzogstadt Celle, wo die spitzen Giebelhäuser in den blauen Oktoberhimmel hineinschneiden, geht es von Mund zu Mund. Alle wissen es. Keiner, der an

diesem Heldentode vorbei kann. Die meisten kannten ihn. Mit mir hat er gesprochen, in unserm Garten hat er mal Pfingstmorgen bei uns gesessen. Ich hab' ihn auf der Wolthäuser Chaussee getroffen, als er zur Jagd wollte. Der alte Milchkutscher Hornbostel schüttelt immer wieder den Kopf. ‚Es war der schönste Tag meines Lebens, so'n Tag wie heute, so'n hohen Himmel; hatte Geschäfte in Wolthausen und kehrte bei Lüttmanns an. Er war da auch, war auf den Bock gewesen im Mastbruch und wollte den Abend wieder los. Da sind wir zusammen den Weg heruntergegangen nach Wittbeck zu. Ich muß da noch immer an ihn denken, wie großartig der erzählen konnte. Und alles kannte er. Da war kein Vogel und keine Fliege, alles wußte er hinzubringen. Und dann bückte er sich mal rasch und kriegte einen Stein auf und besah ihn von allen Kanten und wußte gleich eine ganze Geschichte davon zu machen. Und mal, da wollte ich gerade zutreten auf so'n dicken Käfer, der über'n Patt lief. Da nahm er den hastig hoch und ließ ihn in den Sommerweg. Nachher kamen wir durch Wesemanns Fluren, da stand so'n dicken giftigen Fliegenhut im Wege. Als ich den umtrat, sagte Hermann Löns: Für umsonst und bloß zum Kaputtmachen wäre der nicht dagewesen, es hätte alles Zweck, und auch so'n giftiger Fliegenhut. Und ich sollte ihn man mal genau besehen, wie hübsch der wäre, wenn er so hell im Moose stände. Er sagte das ganz ruhig und sah allewege geradeaus, aber ich kriegte einen ganz roten Kopf von wegen meines Unbedenkens. Den Tag habe ich überhaupt zum ersten Male draußen was gesehen, als ob ich sonst immer geschlafen hätte. Der hätte nicht wegmüssen! Der nicht!'" (Castelle, „Hermann Löns und seine Heide", S. 60; Swaantje Swantenius in der „Deutschen Tageszeitung" vom 5. 10. 1915.)

„Als sein Tod durch die Heidedörfer umging, wie kam das Erinnern an ihn über alle: ‚An unserm Herdfeuer hat er gesessen und bei dir so oft wintertags am Beilegeofen, wenn er von der Jagd kam. Und sommertags hatte er seinen Platz hinterm Immenzaun, wo man so weithin sehen kann über Thormanns Heidekoppel. Am liebsten saß er da unter Mittag zur Unterstunde. Dann war er ganz still, dann sah er alles, was dagewesen war, und was noch kommen mußte. Denn so mußte man ihn gewähren lassen, sonst kriegte er dunkle Augen und ging hastig weg. Ja, und laut sprechen tat er nie, hauptsächlich wenn er im Holze war, dann trat er auch so leise zu, als wenn er wen aufstören könnte. Seine Augen gingen dann hin und her, ohne daß er den Kopf drehte. Er war ganz wie unsere Leute und mit allem zufrieden, bloß wenn Umstände gemacht wurden, war er falsch wie ein Buschkater, das konnte er nicht leiden, und hatte mit Fürsten aus einer Schüssel gegessen. — Daß er nicht wiederkommen soll! — Könnten wir ihn doch holen und auf der blanken Heide in die Erde legen, wo der Wind in den Birken geht!‘“ (Ebenda S. 61 f.)

Man wird aus diesen Nachrufen, die völlig impulsiv und freiwillig dem toten Dichter gewidmet werden, immerhin Rückschlüsse auf seine Persönlichkeit ziehen können, die das von uns gefundene und gezeichnete Bild bestätigen. Trotz aller Widersprüche und Gegensätze in seinem Wesen, trotz vieler Ecken und Kanten seines Charakters muß er eine Persönlichkeit gewesen sein, die in weiten Kreisen, namentlich auch bei dem einfachen Landvolke, einen unvergeßlichen Eindruck hinterließ und sich allgemeiner Beliebtheit erfreute.

Kein Wunder, wenn sein Tod auf seine Freunde geradezu erschütternd wirkte und sie in tiefer ehrlicher Trauer seiner

gedenken und um ihn klagen, aber auch männlich entschlossen sind, sein Gedächtnis und seine Werke in Ehren zu halten.

So sagt Traugott Pilf: „Ich kann nie wieder mit ihm über seine Heide gehen, niemals mehr seine treue starke Hand fassen, nimmer wieder in seine schönen zauberhaften blauen Augen sehen. Und doch, wie das so oft ist mit Menschen, die man besonders geliebt hat, es ist so, als ob er wiederkommen müßte, wenn der Krieg vorbei ist ... Das ist der starke Gedanke, der Wille, die Macht zur Zuneigung, die den Freund unsterblich macht und die tröstende Hoffnung vortäuscht, daß er noch zwischen uns lebe und wandere" (a. a. O. S. 4).

Eine Frage taucht jetzt am Schluß unserer Darstellung noch auf, obgleich sie eigentlich nicht mehr in eine Charakterologie von Hermann Löns hineingehört. Das ist die Frage: Wäre Hermann Löns wohl als ein anderer aus dem großen Krieg heimgekehrt, wenn er seinen unglücklichen Ausgang glücklich überlebt hätte? Und hätte man dann noch Großes von ihm als Dichter erwarten können? Wissen kann das niemand. So viel wird man wohl ruhig behaupten können, daß das ungeheure Erleben des Weltkrieges sicherlich nicht spurlos an einem Manne wie Hermann Löns vorübergegangen wäre. Aber ob dieses Erleben ihn weiter geklärt und gefestigt haben würde, ihn vielleicht über sich selbst erhoben und zu noch Größerem befähigt haben würde, als er bisher geleistet hatte, oder ob das traurige Ende des Krieges und die nachfolgende Revolution seinen Lebensmut und seine Lebenskraft gänzlich gebrochen haben würde, wer will das sagen?

Traugott Pilf, der ihm nahestand und ihn gut kannte, glaubt das erstere. Er sagt: „... und ich habe die feste Überzeugung, daß er von dem Kriege auch für sich eine Klärung

und eine Aufhellung seines äußeren und inneren Lebens erhoffte. Er war in seinem innersten Wesen kein Mann der Verneinung, sondern der Bejahung, und er sagte nur deshalb so oft nein, um mit Begründung nachdrücklich ja sagen zu können. So liebte er auch sein Leben, und um so mehr, weil er oft hart und schwer darum kämpfen mußte, auch mit sich selbst . . . Hermann Löns zog nicht in den Krieg, um sein Leben zu verlieren, sondern aus hoher Vaterlandsliebe und Kämpferbegeisterung, und um sein Leben neu zu gewinnen. Er wäre innerlich reicher und eisenfest zurückgekehrt, und er würde uns eine große starke Kriegsdichtung geschenkt haben, und auch zu der Gestaltung der andern Werke, die er in Willen und Seele hegte, würde ihm wieder Ruhe und Festigkeit geworden sein" (a. a. O. S. 70f.).

Wir wollen und können diesem Freundesurteil nicht widersprechen, wenn wir es auch nicht näher zu begründen vermögen. Daß er aus seinem Kriegstagebuch ein weiteres Werk in der bunten Reihe seiner Farbenbücher mit dem Titel „Mein rotes Buch" erstehen lassen wollte, wird bezeugt und liegt ja auch sehr nahe. Aber das wäre doch wohl nur ein Anfang gewesen.

Hermann Löns ist nicht das geworden, was er werden wollte; noch weniger das, was er werden konnte. Aber er ist doch — im Sinne der alten Griechenweisheit*): „Werde, was du bist!" — das geworden, was er im Grunde seiner Seele war. Er ist sich selbst getreu geblieben und hat seine Erbanlagen entwickelt, soweit innere und äußere Hemmungen — die Zwiespältigkeit seines Wesens, die Widerstände

*) Pindar.

seiner Umgebung, die Widrigkeiten seines Lebensschicksals und sein früher Tod — es zuließen.

„Er war kein ausgeklügelt Buch,
Er war ein Mensch mit seinem Widerspruch."

Er war ein Mensch, und er war ein Mann, oder, wie er wohl selbst gesagt haben würde — ein Kerl!

X. Zusammenfassung

Wir wollen nun versuchen, eine charakterologische Zusammenfassung zu geben, indem wir uns bemühen, das vorgeführte Material noch einmal in aller Kürze methodisch und systematisch zu ordnen und auszuwerten. Charakter bedeutet uns — nach Utitz — „die Persönlichkeit, gesehen unter dem Gesichtspunkt ihrer Strebungen bzw. die Strebungen in ihrem Sinn für die Persönlichkeit" (Utitz, Charakterologie, S. 188). „Wir können davon nicht abgehen, daß der Charakter verstanden werden muß aus seinem Telos, seiner Finalität und aus seinen formalen und materialen Momenten unter Berücksichtigung der äußeren Umstände" (Utitz, a. a. O. S. 301).

Zwar hat man schon von jeher betont, daß jeder Charakter charakterologisch als Ganzes „erlebt" oder „geschaut" werden müsse. Aber dabei besteht immer die Gefahr einer willkürlichen Dichtung und einer gewissen Mystik. In gesicherte wissenschaftliche Bahnen gelangen wir erst, wenn wir mit Utitz den Hauptwert auf „das im Charakter selbst Vorfindliche", auf seine „Taten und Leiden" legen und uns nicht etwa mit dem bloßen Eindruck der Persönlichkeit begnügen. Wir dürfen uns zwar dieses Eindrucks, des „Erlebnisses" bedienen, aber nicht kritiklos. Es muß gezeigt und begründet werden können, warum unsere und keine andere Auffassung zutrifft. Dazu war möglichst breites empirisches Material erforderlich. Denn nur an diesem kann die Richtigkeit einer charakterologischen Struktur

erprobt werden. Wir mußten und müssen Kritik an dem Material und Zurückhaltung im Urteil üben, wenn wir nicht einer willkürlichen Phantasiedichtung verfallen wollen. Aus demselben Grunde dürfen wir auch nicht etwa vorgefundene Widersprüche künstlich wegräumen, um ein einheitlicheres Bild zu gewinnen. Wir werden also der Verwendung bestimmter, methodisch gewonnener „kategorialer", „modaler" und „heuristischer" Leitlinien nicht entraten können, um zu dem wirklichen Wesen des Charakters vorzudringen. Andererseits kann der Individualcharakterologe die von ihm bearbeiteten individuellen Charaktere nicht „in Typen einsargen", weil das zu einer Schematisierung und Vergewaltigung der lebendigen empirischen Persönlichkeiten führen würde. Wir kommen also auch nicht mit den „Leitlinien" allein aus und dürfen sie nicht, weder im ganzen noch viel weniger im einzelnen, verselbständigen. Die Charakterologie wird nur dann wirklich zum Ziele kommen, wenn sie die „kopernikanische Wendung" vollzieht und von dem Gesamtcharakter her auf alle einzelnen Sachverhalte blickt, nicht umgekehrt, aber sich dabei der möglichen Fehlerquellen immer bewußt bleibt.

Wenn wir also auch gewiß nicht „um die Lorbeeren des Dichters buhlen" dürfen, so ist doch durch die geforderte wissenschaftliche Methodik und Systematik nicht ausgeschlossen, uns einer charakterologischen Gesamtschau, jenes subjektiven Erlebens und des persönlichen Eindrucks des in Rede stehenden Charakters vorsichtig und unter fortwährenden Sicherungen zu bedienen. Mit andern Worten, wenn der Ausdruck erlaubt ist: neben die sorgfältige wissenschaftliche Methodik und Systematik darf auch eine gewisse künstlerische Intuition treten. Ja, sie muß es, wenn wir als Individualcharakterologen wirklich zum

Ziele, d. h. an die empirische Einzelpersönlichkeit herankommen und ein zutreffendes, lebendiges und anschauliches Bild von ihr gewinnen wollen. Setzt doch eine richtig verstandene Intuition, wie sie hier nur in Frage kommen kann, immer schon eine gewissenhafte wissenschaftliche Vorarbeit am Material voraus. Ja, sie wird sogar durch diese Arbeit selbst gesteuert, und sie erfordert und bedingt weitere sorgfältige und wissenschaftliche Nachprüfung und Bearbeitung des Stoffes (Utitz a. a. O. S. 308f., 328, 373f., 376).

Die Physiognomik, d. h. die charakterologische Auswertung der Körperformen, sowohl der starren (Knochenbau) wie der beweglichen unter der Einwirkung des Seelischen (die Pantomimik des Rumpfes und der Extremitäten und die Mimik der durch aktuelle seelische Erregung geprägten Gesichtszüge und Bewegung der Gesichtsmuskeln) kann immer nur Vorarbeit leisten. Wir dürfen die Einzelsymptome nicht pressen und müssen immer den Blick auf das Ganze gerichtet behalten (Utitz a. a. O. S. 61, 73). Wir haben daher und weil wir uns auf diesem Gebiet nicht sachkundig genug fühlen, die Physiognomik nur in bescheidenem Maße für die Charakterologie von Hermann Löns verwertet. Immerhin glauben wir, daß unsere im Anschluß an Kretschmer gemachten Ausführungen über die Körperlichkeit des Dichters zusammen mit unsern Hinweisen auf seine Abstammung und Herkunft und der Berücksichtigung seiner gesamten körperlichen Beschaffenheit und Gewohnheiten (Mienenspiel, Prägung des Mundes, Gangart, Ausdruck der Augen, Sprechweise, Handschrift usw.) ein Bild ergeben haben, das zu dem mit andern Mitteln gewonnenen charakterologischen Bilde paßt und als eine gewisse Bestätigung desselben dienen kann. Um uns nicht un-

nötig zu wiederholen, verzichten wir hier auf vollständige Aufzählung aller Einzelheiten und geben unter Verweisung auf unsere früheren Ausführungen nur eine kurze Übersicht:

1. Körperlich-seelische Dispositionen.
   Nordische Rasse (langschädelig, langgesichtig, hellhäutig, blondhaarig, blauäugig usw.), niedersächsische Stammesart (ererbt), „athletisch-asthenischer" Mischtyp (kräftig, sehnig, mittelgroß, hager, schmal usw.), beweglich, elastisch, lebhaft (Bewegungen, Gangart), ernster, energischer beherrschter Gesichtsausdruck mit Kennzeichen besonderer Intelligenz, Eigenwilligkeit, starken Selbstbewußtseins, verhaltener Leidenschaftlichkeit; körperliche Grundlage und Ausprägung „schizothymer" Wesensart.
2. Äußere Einflüsse in der Entwicklungszeit.
   Diese körperlich-seelische Veranlagung wurde stark beeinflußt durch ungewöhnliche Umstände im Jugendalter: Aufwachsen in einer Gegend, in der die Eltern landfremd waren, einerseits harte Erziehung durch den Vater, andererseits viel Selbstüberlassenheit, keine Freunde, häufiger einsamer Aufenthalt in freier wilder Natur. Dann plötzlicher Wechsel, Rückkehr in die Urheimat der Eltern, neue Eindrücke (niedersächsische Landschaft und Stammesart, Freunde, systematisches Naturstudium). Hierauf freies, oft ungezügeltes Studentenleben ohne befriedigenden Abschluß, sexuelle Erlebnisse, literarischer Sturm und Drang und revolutionäre Stimmung im Freundeskreis, Bruch mit dem Vater.

Alle diese Umstände sind zum Teil charakterogen bedeutsam geworden für Hermann Löns, zum Teil aber

auch durch seinen Charakter selbst mit bedingt und verursacht. Dasselbe gilt von den im folgenden Abschnitt anzuführenden Momenten.

3. Äußere Einflüsse in der Manneszeit.
Berufsunsicherheit, Journalismus, häufiger Wechsel des Wohnortes, Dichternöte, Heidewanderungen, Jagd, unbefriedigende Ehen mit schließlicher Trennung, Alkohol, Liebeserlebnisse sinnlicher Art, unbefriedigte Sehnsüchte, Dichterruhm und Schöpferwonne, Nervenzusammenbrüche, freiwillige Verbannung, Rückkehr in die Heimat, Krieg.

Wir haben absichtlich die körperlichen Grundlagen und die allgemeinen körperlich-seelischen Dispositionen sowie die äußeren Umstände und Einflüsse vorangestellt. Nicht etwa weil uns diese Punkte am wichtigsten erscheinen, sondern weil sie, zum Teil wenigstens, am ehesten greifbar und feststellbar sind.

Dabei halten wir trotzdem an unserm Standpunkt fest, daß die vollständige Bestimmung, Deutung und Wertung der vorgenannten Sachverhalte lediglich aus ihnen selbst heraus weder restlos möglich ist noch auch im Sinne einer wirklichen Charakterologie erlaubt und wünschenswert wäre.

Wir sehen diese Aufstellung also nur als eine Vorarbeit an, die weiterer Fortsetzung, Nachprüfung und Bestätigung bedarf, aber doch auch für diese Weiterarbeit, wenn auch nur als heuristisches Mittel, aufhellend und fördernd mitwirken kann.

Ob man den Charakter von Hermann Löns als „endogen" oder als „Schicksalscharakter" bezeichnen soll, dürfte wohl nicht leichter Hand zu entscheiden sein. Ein reiner Typ dieser oder jener Art liegt jedenfalls nicht vor. Aber wir haben in

ihm auch nicht etwa einen Mischfall in dem Sinne zu sehen, daß weder das Endogene noch das Schicksalbestimmte besonders hervorträte. Es ist vielmehr, so merkwürdig es klingen mag, beides der Fall. Endogener Charakter und Schicksalscharakter dürfen also nicht als sich ausschließende Gegensätze aufgestellt werden. Das „Endogene" im Charakter von Hermann Löns steht uns deutlich vor Augen, wenn wir uns darauf besinnen, wie vieles an ihm doch durchaus „von innen her" bestimmt ist. Fest, starr, unbeirrbar, eigenwillig verfolgt er von Anfang an seinen Weg. Durch die strenge Erziehung seitens des Vaters läßt er sich keineswegs irgendwie beirren, sondern fügt sich nur, solange er unter dem Zwange einer unvermeidlichen Notwendigkeit steht. Sobald die Möglichkeit besteht, macht er sich frei, um seine eigenen Wege zu gehen. Ja, der Zwang ruft gerade seinen Widerstand und Trotz hervor und verstärkt seine Eigenwilligkeit.

Dasselbe Bild ergibt ein Blick auf sein Berufsleben als Journalist und auf sein privates Leben in der Ehe und im Verkehr mit fremden, ihm unsympathischen Menschen. Immer ist er der Eigenwillige, oft sogar Unduldsame und Herrische.

Und doch wieder können wir Hermann Löns nicht als „schwer ansprechbar" bezeichnen. Wir hörten, wie er seiner Mutter und seinen Freunden zugetan war, bescheiden, anschlußbedürftig, dankbar, hilfsbereit. Aber immer nur Menschen gegenüber, die ihm irgendwie wesensverwandt und wohlgesinnt waren, und denen er dann auch seinerseits seine Zuneigung entgegenbrachte. Wir haben hier ein Beispiel für die Zwiespältigkeit seiner Wesensart, die freilich sich in diesem Punkte durch naheliegende natürliche Gründe erklären läßt. Immerhin dürfen wir auch hier anmerken, daß die Zwiespältig-

keit seines Charakters überhaupt einer eindeutigen Schematisierung schwer zugänglich ist.

So darf es uns auch nicht wundern, wenn neben der zweifellos vorhandenen endogenen Charaktereigentümlichkeit auf der andern Seite das Schicksalsmoment eine wesentliche Rolle spielt. Auch stark endogen veranlagte Naturen können offenbar dem Einfluß des Schicksals unterworfen sein. Von Hermann Löns wird es jedenfalls gelten, daß sein Charakter zu einem guten Teile das Gepräge eines *Schicksalscharakters* hat. Wir brauchen bloß an schon Gesagtes zu erinnern: Die Geburt und erste Jugendzeit in der Fremde (vom Standpunkt der Eltern und Vorfahren aus gesehen), der plötzliche Wechsel des Wohnortes, die neuen Eindrücke der zweiten Heimat und der Studentenzeit, das beruflich ergebnislose Studium, der Bruch mit dem Vater, die drückende Last des „Frondienstes", der mehrfache Wechsel des Wohnsitzes, die Qual der beiden Ehen, die Not und das Elend der freiwilligen Verbannung, der Krieg sind solche Marken auf dem Schicksalswege, den Hermann Löns gegangen ist, und die ihre deutlichen Spuren in seinem Charakter hinterlassen haben. Er wäre „ein anderer" geworden, wenn das Schicksal nicht in dieser Weise sein Leben und seinen Charakter mitbestimmt hätten.

Wenn wir nun weiter unter Ablehnung der Lehre vom „Grundcharakter" (die für eine individualcharakterologische Untersuchung meines Erachtens ebenso undurchführbar ist, wie sie unfruchtbar bleiben müßte) nach dem „Telos", der „Finalität", mit andern Worten also nach der „*Richtungsbestimmheit*" des Charakters von Hermann Löns fragen wollen, so würden wir damit an denjenigen Punkt gelangen, der nach unserer Auffassung (im Anschluß an *Utitz*)

der allem anderen übergeordnete Leitpunkt unserer Charakterologie ist.

Und da erhebt sich nun die Frage nach der Eindimensionalität des Charakters von Hermann Löns.

Eine Entscheidung hierüber ist nicht einfach. Man könnte ja geneigt sein, in dem Künstlertum von Hermann Löns die alles beherrschende Richtung seines Wesens zu erblicken, und auch wir würden nicht im Zweifel sein, wenn wir etwa das angeben sollten, was vorwiegend sein Streben bestimmt und beherrscht. Aber das Vorwiegen einer Bestimmtheit ist doch wohl noch keine Eindimensionalität. Auch dann nicht, wenn etwa andere Bestimmtheiten in diese Hauptbestimmtheit teilweise mit einbezogen sind oder doch werden können. Wenn sie, wie dies bei Hermann Löns der Fall zu sein scheint, doch auch eine selbständige Bedeutung haben und behaupten, so darf man unseres Erachtens nicht von Eindimensionalität reden.

Nach dem Befund unseres Materials würden wir wohl berechtigt sein, von einer Dreidimensionalität der Richtungsbestimmtheit seines Charakters zu reden, die mit den drei Schlagworten gekennzeichnet werden könnte: Natur, Volkstum, Kunst (Dichtung). Wir haben das oben schon näher ausgeführt und wollen uns nicht in unnötigen Wiederholungen ergehen. Es mag nur noch einmal unterstrichen werden, daß Hermann Löns von Jugend auf und durch sein ganzes Leben hindurch diese drei Strebungen deutlich erkennen läßt: 1. den Drang zum Naturerleben (Naturfreude, Naturforschung, Wandern, Jagen, Verkehr mit Naturmenschen); 2. das Hängen an der Heimat, ihrer Landschaft und ihrem Volkstum, Vorliebe für Landleben und Bauerntum, Eintreten dafür in Wort und Tat bis zur Selbsthingabe;

3. den Trieb zum dichterischen Schaffen und künstlerischen Gestalten der vorgenannten Inhalte (Natur und Volkstum) aus innerstem Bedürfnis und zur Selbstbefriedigung, zugleich aber auch mit der deutlichen Tendenz zur Steigerung seiner Kunst, zur Annäherung an das Ideal reiner Höhenkunst und zur Hervorbringung hoher künstlerischer Werte.

Die gegenseitigen Beziehungen dieser drei Richtungsbestimmtheiten sind nicht zu verkennen. Sie bilden eine Einheit und bleiben doch auch jede für sich selbständig. Man könnte daher bei Hermann Löns von einer Trinität der Richtungsbestimmtheit sprechen.

Wir wollen nun weiter den einzelnen „materialen" und „formalen" Momenten seines Charakters nähertreten.

In Hermann Löns ringt, wie wir schon sahen, der Naturmensch, der Bauer, der Jäger, der Soldat mit dem Kulturmenschen, dem Wissenschaftler, dem Dichter, dem Künstler; der Gefühlsmensch mit dem Willensmenschen und dem Verstandesmenschen. Sein weiches, wildes Herz liegt beständig im Kampfe mit seinem harten, herben Willen und seinem klaren, kritischen Kopf. Und doch, wenn man die Summe zieht, steht das Herz, also der Gefühlsmensch im Vordergrunde. Verstand und Wille müssen sich der Herrschaft des Gefühls beugen, und nur zeitweise ringen sich Verstand und Wille auch zu selbständiger Bedeutung hindurch.

Wenn wir seinen Charakter von dessen Zielen her ins Auge fassen, so werden wir finden, daß Hermann Löns wohl auch die Natur mit dem Verstande erkennen und begreifen will, (vgl. seine naturwissenschaftliche Jugendperiode und sein auch später bewahrtes naturwissenschaftliches Interesse), aber wichtiger ist es ihm doch, die Natur gefühlsmäßig zu erleben und

dieses Erleben künstlerisch, also wiederum vom Gefühl her zu gestalten. Und wenn er auch den festen Willen hat, seiner Heimat und seinem Volkstum zu dienen, ja, wenn er dies auch in die Tat umsetzt und am Schluß seines Lebens diese Seite seines Wesens den Vorrang gewinnen läßt und selbst zum Tatmenschen wird, so ist es doch im Grunde wieder das Gefühl, das ihn dazu drängt. Zeit seines Lebens war er mit seinem Herzen bei seiner Heimat und bei seinem Volk, und seine dauernde Tat bestand darin, daß er sein Heimat- und Stammesgefühl und sein Volksbewußtsein in seiner Kunst und durch seine Kunst gestaltete, ausströmen und Leben gewinnen ließ. Und diese seine Kunst selbst war, wie alle wahre und echte Kunst, „Gestaltung auf ein Gefühlserleben, der Art, daß der Sinn dieser Gestaltung im Gefühlserleben sich erschließt" (Utitz, Der Künstler, Ferd. Enke, Stuttgart, S. 12). Seine zentrale, gefühlsmäßige Einstellung erhellt aus seinem ganzen Leben, aus seinen Taten und aus seinen Leiden, aus seinen Vorzügen und aus seinen Schwächen, aus seinem Künstlertum und auch aus den pathologischen Seiten seines Wesens, die sich eben im Gefühlsüberschwang offenbaren (Nervenzusammenbrüche, alkoholische und sexuelle Exzesse).

Hermann Löns ist kein Psychopath in dem Sinne, daß man seinen Charakter schlechtweg als pathologisch bezeichnen müßte. Aber sein Charakter hatte eine pathologische Seite, die seinem Künstlertum ein besonderes Gepräge verlieh, es vielleicht zuzeiten beschwingte, aber sicherlich auch oft hemmte und schädigte.

So spielt das Gefühl im Gefüge seines Charakters eine entscheidende Rolle, im formalen und noch mehr im materialen Sinne. Sein Gefühl wendet sich auch seiner eigenen „Funktion"

zu. Er genießt seine Gefühle und sein künstlerisches Schaffen. Aber im Vordergrunde steht ihm doch das Kunstwerk selbst, „in" dem und „durch" das er schafft. Alle Nebenzwecke (Verdienst, Ruhm) sind für ihn immer Nebenzwecke geblieben. Niemals erniedrigt er die Kunst zu einem Mittel für andere minderwertige Zwecke. Ja, obwohl ihm gewiß, wie jedem echten Künstler, das künstlerische Schaffen tiefstes Bedürfnis und höchste Befriedigung ist, so vergißt er doch nie auf die Aufgaben, die er sich selbst gestellt hat, seinem Volke hohe künstlerische Werte zu schaffen.

Hermann Löns war kein „Berufscharakter". Sein journalistischer Beruf war ihm nur Grundlage seiner äußeren Existenz. Daß er auch seinem Beruf wertvolle Seiten — nach der Richtung des Dichters hin — abgewann, ist kein Gegenbeweis, vielmehr nur ein Beleg dafür, daß sein künstlerisches Schaffen ihm das Wesentliche war. Wenn wir also schon ein Schema gebrauchen, so war Hermann Löns ein künstlerischer Charakter, aber gleichzeitig auch, wie wir schon darlegten, Naturmensch und Volksmann, wenn es erlaubt ist, diese Ausdrücke für den oben gegebenen Sachverhalt anzuwenden.

Ebensowenig wie ein Berufscharakter war Hermann Löns ein „weltanschaulicher" oder „ethischer" Charakter. Auch kann er keineswegs als „psychopathischer" Charakter bezeichnet werden, weil alle diese Sachverhalte bei ihm nicht im Vordergrunde stehen.

Daß er, um auch dieses Schema in unserer Zusammenstellung zu berücksichtigen, ein „materialer" Charakter genannt werden kann, geht aus unsern früheren Ausführungen hervor. Denn wir zeichneten seinen Charakter als einen solchen, in dem das Gefühl dominiert, und der seinem Wesen und

seiner Entwicklung nach so beschaffen war, daß eine materiale Seite desselben, nämlich eben das Gefühl, die Herrschaft gewinnen und behaupten mußte.

Auch als „Zielcharakter" können wir Hermann Löns nach unsern Ausführungen gelten lassen, wenn für diesen Begriff nicht ein einheitliches Ziel („Eindimensionalität") verlangt wird, sondern nur eine bestimmte Zielstrebigkeit, die dadurch gekennzeichnet wird, daß der betreffende Charakter nicht nur auf den Weg zum Ziel und alles das, was er an oder auf diesem Wege findet, Wert legt, sondern auf das Ziel bzw. die Ziele selbst, ja, daß ihm bei seinen Strebungen das Ziel (Naturerleben, völkische Eigenart, Kunstwerk) das Wesentliche und Entscheidende ist.

Alle diese schematischen Begriffe können natürlich nur als Gesichtspunkte und Hilfslinien betrachtet werden, um von verschiedenen Seiten her an den Charakter heranzukommen. Sie müssen sich daher gegenseitig ergänzen und dürfen nicht vereinzelt werden.

Eine vielseitige, ja möglichst allseitige Betrachtung der Persönlichkeit ist notwendig, um ein zutreffendes Bild ihres Charakters zu gewinnen, etwa so, wie man ein plastisches Bild eines Gegenstandes nur dann gewinnt, wenn man ihn nacheinander von allen verschiedenen Seiten betrachtet. Dies war auch der Grund, weshalb wir von vornherein die Kennzeichnung von Hermann Löns als Mensch, Naturforscher, als Jäger, als Dichter usw. unterschieden haben.

Demselben Zweck mag es endlich auch dienen, wenn wir nun zum Schluß die „formalen" Momente im Charakter von Hermann Löns noch einmal kurz durchgehen und in ein charakterologisches Schema einzuordnen versuchen. Wir folgen

dabei den von Utitz in seiner Charakterologie aufgestellten Leitlinien (a. a. O. S. 202—271).

Wir führten aus, daß Hermann Löns in seinem Charakter starke „Spannungen" aufweist und oft die schwersten Spannungswiderstände zu überwinden hatte. Sein ganzes Leben und Streben war nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich auf Kampf gestellt. Die verschiedenen Elemente seines Charakters ringen beständig miteinander, und wenn auch seine verschiedenen Strebungen, von ihm selbst aus gesehen, eine einheitliche Zielrichtung aufweisen, also nicht „divergieren", sondern „konvergieren", so bleiben doch zum Teil unter dem Einfluß äußerer Umstände, zum Teil auch in Wirkung seines gegensätzlichen Charakters immer Spannungen bestehen, die ihrerseits wieder akut auftretende Spannungen seines Charakters zu einem chronischen Zustand sich auswachsen lassen.

Daher blieb immer die mehrfach von uns festgestellte Gegensätzlichkeit in der Struktur seines Charakters bestehen. Er erreichte nicht, wenigstens nicht auf die Dauer, eine harmonische Auflösung der Gegensätze, sondern erlebte diese nur vorübergehend und auf einzelnen Höhepunkten seines Lebens, nämlich etwa dann, wenn er in der Natur und im Volkstum untertauchte, wenn er im künstlerischen Schaffen die Wonnen des Gelingens kostete, und — als er den Entschluß faßte und durchführte, sein Leben für sein Volk einzusetzen.

Hermann Löns nahm alles Erleben und alle Lebensprobleme „schwer". Sein künstlerisches Schaffen, als es auf der Höhe stand, beweist es am deutlichsten. Wir brauchen nur an sein Wehrwolf-Erlebnis zu denken oder an die persönlichen Grundlagen vom „Zweiten Gesicht" mit dem nachfolgenden Nervenzusammenbruch. Zeitweise war sein Erleben wohl auch derart

übersteigert, daß wir von einer ungewöhnlichen „Intensität" seines Erlebens sprechen können, die geradezu pathologisches Gepräge annahm. Wir können hier wiederum auf die im „Zweiten Gesicht" künstlerisch verarbeiteten Erlebnisse verweisen. So leicht „ansprechbar" Hermann Löns nach seiner Charakterveranlagung offenbar war, befreundeten Menschen und großem Erleben gegenüber — trotz der schon gekennzeichneten endogenen Züge seines Charakters — so „nachhaltig" war trotzdem sein Empfinden und Erleben, und so schwer entledigte er sich seiner Erlebnisse. Sie wirkten nach, er plagte sich mit ihnen und ging mit ihnen schwanger, bis sie, oft unter schweren Geburtswehen, künstlerisch ihre „Erledigung" fanden. Selbst aus unbewußtem Grunde tauchen wiederholt bei ihm frühere Eindrücke und Erlebnisse plötzlich wieder auf und gewinnen nun erst künstlerische Gestalt. Wenn es also die Regel sein sollte, daß einer leichten Ansprechbarkeit eine geringe Nachhaltigkeit des Erlebens und eine leichte „Erlebniserledigung" entspricht, so war Hermann Löns auch hierin eine Ausnahme. Für seinen zwiespältigen oder, noch richtiger gesagt, mehrspältigen und komplizierten Charakter trifft dieser vielleicht sonst häufige Ausgleich, diese Kompensation nicht zu.

Über den schon berührten „Bewußtseinsgrad" seines Handelns hat er sich selbst wiederholt dahin ausgesprochen, daß gerade seine besten künstlerischen Leistungen „außerhalb seines bewußten Wollens" gestanden hätten. Sein Handeln, insbesondere sein künstlerisches Schaffen, ging bei ihm, dem Gefühlsmenschen, nicht den Weg über Denken und Wollen, sondern erwuchs primär aus dem bewußten oder auch vielleicht (und zwar gerade auf den Höhepunkten) unbewußten

Gefühl und zeigt somit das charakteristische Gepräge der „Spontaneität" und der „Notwendigkeit".

Dabei war er niemals bloß Künstler. Er betrieb nicht etwa seine Kunst als einen gewissen Sport neben dem Leben. Seine Kunst erwuchs ihm immer unmittelbar aus seinem Leben und Erleben, aus Wonne und Not, und er war als Mensch und Künstler im Innersten „erfüllt" und beseelt" von seinen Erlebnissen und Problemen, unter Umständen bis zu der Steigerung: „Alles oder nichts." Daher das Unausgeglichene, der sprunghafte Rhythmus seines Lebens wie seines Schaffens, das unstete, hastige Tempo seiner künstlerischen Produktion, die bei aller Genialität und Meisterschaft doch auch immer wieder da und dort die letzte Vollendung vermissen und sogar Geschmacklosigkeiten und Trivialitäten mit unterlaufen läßt (vgl. wiederum „Das zweite Gesicht")! Die Tendenz zur Einheit und Harmonie ist wohl vorhanden, aber es fehlt die Kraft, sie zu verwirklichen.

Wie alles ungewöhnlich ist an diesem merkwürdigen und eigenartigen Charakter, so auch seine Ich-Stellung. Von einer „Ich-Fugalität" kann man gewiß nicht reden, so sehr auch das Interesse des Dichters auf das Sachliche des Kunstwerkes gerichtet sein mag. Letzten Endes handelt es sich doch auch um sein Ich. Wenn es nicht immer im Vordergrunde steht, so doch jedenfalls im Hintergrunde. Und oft auch im Vordergrunde. Er betont sein Ich und bezieht alles auf sein Ich, ja, er zergliedert und zerfasert es. Man erinnere sich wieder an das „Zweite Gesicht" und das unglückliche Jahr 1911/12 in seinem Leben mit allen Äußerungen dichterischen Hochgefühls bis zur Selbstüberhebung und wiederum der tiefsten Niedergeschlagenheit, Verbitterung und Verzweiflung. Auch die im

„Zweiten Gesicht" zweifellos nicht selten (bewußt und zum Teil wohl auch unbewußt) angewandte „Ich-Maske", hinter der er sein wirkliches Ich verbirgt, indem er die Maske zuzeiten bis zur Karikatur verzerrt, ist im Grunde ein Beweis seiner „Ich-Zentriertheit".

Unser charakterologisches Gesamtbild ergibt somit einen auf Natur, Volkstum und Dichtung eingestellten, in sich zwiespältigen bzw. mehrspältigen Künstlercharakter, welcher über die Unausgeglichenheit seines Wesens und die Schranken seines Schaffens hinaus auf eine höhere Einheit seiner Persönlichkeit und seines künstlerischen Strebens abzielt, dieselbe aber infolge seiner Veranlagung und seines Schicksals nicht voll zu erreichen vermag. Ein Genie mit hohen, meisterhaften Leistungen, das aber durch seinen Charakter und sein Schicksal gehindert wird, die höchste Vollendung zu erreichen.

Literatur

Hermann Löns, sämtliche Werke in 8 Bänden, herausgegeben von Friedrich Castelle, Verlag von Hesse & Becker in Leipzig, 1923.

I. Band: Geleitwort, Leben und Schaffen, Junglaub, Mein goldenes Buch, Mein blaues Buch, Der kleine Rosengarten, Ulenspeigels ausgewählte Lieder, Sagen und Märchen.

II. Band: Da draußen vor dem Tore, Mein buntes Buch, Haidbilder.

III. Band: Aus Forst und Flur, Wasserjungfern.

IV. Band: Mümmelmann, Widu, Mein grünes Buch, Kleine Jagdgeschichten.

V. Band: Kraut und Lot, Auf der Wildbahn, Ho Rüd Hoh!

VI. Band: Der zweckmäßige Meyer, Frau Döllmer, Was da kreucht und fleugt, Niedersächsisches Skizzenbuch.

VII. Band: Kleine Erzählungen, Dahinten in der Heide, Das zweite Gesicht.

VIII. Band: Die Häuser von Ohlenhof, Der letzte Hansbur, Der Wehrwolf, Worterklärungen.

Einzelausgaben:

Mein grünes Buch, Friedr. Gersbach, Pyrmont 1901.
Mein braunes Buch, Adolf Sponholtz, Hannover 1906.
Mümmelmann, Adolf Sponholtz, Hannover 1909.
Aus Wald und Heide, Adolf Sponholtz, Hannover 1909.
Da draußen vor dem Tore, Adolf Sponholtz, Hannover 1910.
Kraut und Lot, Adolf Sponholtz, Hannover 1911.
Der zweckmäßige Meyer, Adolf Sponholtz, Hannover 1911.
Auf der Wildbahn, Adolf Sponholtz, Hannover 1912.
Haidbilder, Adolf Sponholtz, Hannover 1913.
Mein buntes Buch, Adolf Sponholtz, Hannover 1913.
Das Tal der Lieder, Friedr. Gersbach, Pyrmont 1914.
Goldhals, Adolf Sponholtz, Hannover 1914.
Widu, Adolf Sponholtz, Hannover 1917.
Ho Rüd Hoh! Adolf Sponholtz, Hannover 1918.

Was da kreucht und fleugt, Hermann Paetel, Berlin 1909.
Aus Forst und Flur, R. Voigtländer, Leipzig 1916.
Wasserjungfern, R. Voigtländer, Leipzig 1919.
Frau Döllmer, Friedrich Gersbach, Pyrmont.
Eulenspiegeleien, Adolf Sponholtz, Hannover 1917.
Mein goldenes Buch, Friedr. Gersbach, Pyrmont 1901.
Mein blaues Buch, Adolf Sponholtz, Hannover 1909.
Der kleine Rosengarten, Eugen Diederichs, Jena 1911.
Ulenspeigels Lieder, Friedrich Gersbach, Pyrmont 1919.
Junglaub, Friedrich Gersbach, Pyrmont 1919.
Der letzte Hansbur, Adolf Sponholtz, Hannover 1909.
Dahinten in der Heide, Adolf Sponholtz, Hannover 1909.
Der Wehrwolf, Eugen Diederichs, Jena 1910.
Das zweite Gesicht, Eugen Diederichs, Jena 1911.
Die Häuser von Ohlenhof, Adolf Sponholtz, Hannover 1917.
Von Ost nach West, Selbstbiographie, Schriftenvertriebsanstalt, Berlin.

Aus dem Nachlaß ist verschiedenes veröffentlicht im Hermann-Löns-Kalender, herausgeg. von Friedrich Castelle, Schnellsche Buchhandlung, Warendorf in Westf., Jahrgänge 1922—25.

Die naturwissenschaftlichen Veröffentlichungen von Hermann Löns finden sich verzeichnet in: Erich Griebel, Hermann Löns, Naturschutzverlag, Berlin-Lichterfelde 1924.

Löns-Gedenkbuch, Friedrich Gersbach, Pyrmont.

Traugott Pilf, Hermann Löns, der Dichter, Eugen Diederichs, Jena.

Rudolf Löns, Die Lönssche Art, Friedrich Gersbach, Pyrmont.

Swaantje Swantenius, Hermann Löns und die Swaantje, Deutsche Landbuchhandlung, Berlin.

Wilhelm Deimann, Hermann Löns, Leben und Schaffen, Gebr. Lensing, Dortmund.

Elisabeth Erbeck, Meine Erinnerungen an Hermann Löns, Gebr. Lensing, Dortmund.

Wilhelm de Witt, Hermann Löns, der Dichter, der Mensch, der Freund, Schnellsche Buchhandlung, Warendorf in Westf.

Friedrich Castelle, Hermann Löns und seine Heide, Friedr. Zillessen, Berlin.

Emil Utitz, Grundlegung der allgemeinen Kunstwissenschaft, Pan-Verlag, Berlin 1920—24.

Emil Utitz, Der Künstler, Ferd. Enke, Stuttgart 1925.

Emil Utitz, Jahrbuch der Charakterologie, Band I, Rudolf Heise, Berlin 1924.

Insbesondere:

Rudolf Allers, Charakter als Ausdruck, ein Versuch über psychoanalytische und individualpsychologische Charakterologie.

A. Pfänder, Grundprobleme der Charakterologie.

Emil Utitz, Charakterologie, Pan-Verlag, Berlin 1925.

Ernst Kretschmer, Körperbau und Charakter, Julius Springer, Berlin 1921.

Hans Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, J. F. Lehmann, München.

Nicht mehr berücksichtigt sind die von W. Deimann herausgegebenen sehr aufschlußreichen Nachlaßbände:

Hermann Löns, Gedanken und Gestalten, Adolf Sponholtz, Hannover 1924.

Hermann Löns, Mein niedersächsisches Skizzenbuch, Adolf Sponholtz, Hannover 1924.

Hermann Löns, Für Sippe und Sitte, Adolf Sponholtz, Hannover 1924.

Ostdeutsche Monatshefte, 6. Jahrg., Heft 8 (Sonderausgabe Hermann Löns), Verlag Georg Stilke, Berlin 1925.

Lebenslauf des Verfassers

Der Verfasser wurde am 29. September 1871 auf dem Forsthofe Franzhof im Kreise Herzogtum Lauenburg als Sohn des damaligen staatlichen, später Fürstlich von Bismarckschen Oberförsters August Eilers geboren und ist preußischer Staatsangehöriger. Bis zu seinem zehnten Jahre besuchte er die Volksschule in Schwarzenbek in Lauenburg, dann das Gymnasium (Katharineum) in Lübeck und bestand — nachdem seine Mutter als Witwe nach Württemberg übergesiedelt war — am Karlsgymnasium in Stuttgart die Reifeprüfung. Hierauf studierte er acht Semester Philosophie, Theologie und germanische Philologie an den Universitäten Halle, Marburg, Berlin und Kiel und schloß seine Studien durch Ablegung der theologischen und philologischen Staatsprüfungen ab. In amtlicher Tätigkeit war er Oberlehrer am Gymnasium in Wismar (1900—1902), Oberlehrer am Gymnasium in Rostock (1902—1913), Oberlehrer, Studienrat und Leiter des pädagogischen Seminars an der Gymnasialen Studienanstalt in Rostock (seit 1913). Vier Semester war er noch Hörer in der philosophischen Fakultät der Universität Rostock und betrieb Spezialstudien auf den Gebieten der germanischen Philologie, der lateinischen Sprache, der Philosophie, Psychologie (besonders Tierpsychologie) und Pädagogik. Vielfache Anregung und Förderung empfing er durch Herrn Professor Dr. Katz (Psychologie) und Geheimrat Dr. Golther (germanische Philologie), wofür er hiermit öffentlich seinen aufrichtigen Dank bekundet. Auch Herrn Professor Dr. Utitz fühlt der Verfasser sich zu Dank verpflichtet, der ihm die erste Anregung zu dieser charakterologischen Arbeit gab, dann aber nach Halle berufen wurde und daher die Arbeit nicht mehr als Referent übernehmen konnte.

Am 25. Februar 1926 bestand der Verfasser auf Grund der vorliegenden Dissertation die Doktorprüfung mit dem Prädikat magna cum laude.

Über seine sonstige wissenschaftliche und literarische Tätigkeit hat der Verfasser noch folgende Angaben zu machen: Er ist Mitarbeiter vieler wissenschaftlicher, technischer und belletristischer Zeitschriften, z. B. „Kant-Studien", „Philosophische Monatshefte", „Unsere Welt", „Deutsche Jägerzeitung", „St. Hubertus", „Wild und Hund", „Deutscher Jäger",

„Der Heger", „Die Waffe", „Mecklenburgische Monatshefte", „Die Zeit" usw., sowie auch ausländischer Zeitschriften.

Auf Grund seiner Fachkenntnisse und praktischen Erfahrungen auf dem Gebiet der Waffen- und Schießtechnik und des Jagdwesens ist der Verfasser als technischer Beirat für die deutsche Waffenindustrie und die Fachzeitungen, sowie als anerkannter Sachverständiger bei den Land- und Schwurgerichten in Rostock, Schwerin und Güstrow seit Jahrzehnten tätig.

An selbständigen literarischen Werken und Beiträgen zu größeren Sammelwerken gab er folgende Arbeiten heraus:

„Philosophie des Weidwerks", Neumann, Neudamm 1904.

„Das Bedürfnis des Gebildeten nach einer Weltanschauung", Koch, Rostock 1909.

„Handbuch der praktischen Schußwaffenkunde und Schießkunst", Parey, Berlin, III. Aufl. 1926.

„Der Schießsport", Grethlein, Leipzig 1911.

„Die philosophische Bildung auf der höheren Schule", Programmabhandlung, Rostock 1912.

„Das Büchsenschießen", Grethlein, Leipzig 1912.

„Das Flintenschießen", Grethlein, Leipzig 1913.

„Blätter und Blumen, Lieder aus dem deutschen Walde", Neumann, Neudamm 1914.

„Religionskunde auf historisch-philosophischer Grundlage", Reuther und Reichard, Berlin 1914.

„Im Wald und auf der Heide", Manz, Regensburg und München 1922 (Naturskizzen und kleine Erzählungen).

„Siebeneichen", Familienerzählung aus der frühbismarckschen Zeit, Manz, Regensburg und München 1925.

An Beiträgen in Zeitschriften und Sammelwerken seien genannt:

„Philosophie und Schule" (in den „Philosophischen Monatsheften" 1926.)

„Geschichte des Schießsports" (in dem großen Sammelwerk „Geschichte des Sports aller Völker und aller Zeiten", E. A. Seemann, Leipzig, seit 1925 in Lieferungen im Erscheinen).

„Geschichte der Jagd" (ebenda).

Die deutsche Jägersprache (in Riesenthals Jagdlexikon, Neumann, Neudamm, III. Aufl. (im Druck).